Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 29 Marburg i. H., den 18. Juli **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Gott in uns — Literaturbriefe: 38. Heimatliches und Urheimatliches II (Germanische Religion, Cäsarius von Heisterbach, Legenden und Sagen) — Hyacinthe Loyson — Der Kampf um den Religionsunterricht im Königreich Sachsen. 2. Der Kampf, Fortsetzung. 3. Die Lehrerschaft — Zum Apostolikumstreit — Lahusen — Verschiedenes: Harnack als Monistentöter; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gott in uns

Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?

Auf den thrazischen Bergen wird das Fest des Dionysos gefeiert. In wildem Tanz drehen sich die Verehrerinnen des Gottes. Immer schneller werden die Bewegungen, immer lauter das Schreien. Die Erregung steigert sich bis zur Raserei, die Ekstase tritt ein. Das Ich ist herausgetreten aus dem Menschen, und der Gott erfüllt ihn. Die Raserei ist das Zeichen seiner Gegenwart. —

In Korinth ist die junge Christengemeinde beisammen. Im engen, dumpfen Saal sitzen sie wartend da, sie warten auf den Augenblick, wo es heißt: Gott ist gegenwärtig. Und er kommt. Laute ertönen, unverständlich und doch bekannt, erst von Einem, dann auch von Andern, bald klingts wie Jubeln, bald wie Schluchzen. Einem Unbeteiligten müßte das Ganze erscheinen, wie ein Gebahren von Irrsinnigen; die Eingeweihten aber wissen es besser: Gott ist gegenwärtig, Gott redet aus den Begeisterten. —

Im stillen Gemach sitzt der Mystiker, seine Seele bekommt Flügel, sie wagt den Aufstieg zum Höchsten. Sie verläßt die Erde, sie kommt ins Reich der reinen Gedanken, und unbeschreibliche Schauer künden die Nähe von etwas noch Größerem an, höher steigt sie empor, der Wille hört auf, das Denken setzt aus, sie versinkt ins Meer der Gottheit. Nach einiger Zeit taucht sie wieder empor, müde und matt; aber eine Erinnerung ist geblieben von etwas Unaussprechlichem: sie war in Gott. —

Wie fremd sind uns Menschen von heute alle diese mystisch ekstatischen Erscheinungen, wie widerstrebt es uns, darin Zeichen des göttlichen Geistes zu sehen! Sind wir doch viel eher geneigt, darin Symptome krankhafter Ueberspannung zu finden. Und doch — ihre Grundabsicht können wir so gut verstehen, mitfühlen, nacherleben; wir sagen mit ihnen: Dann sind wir in Gott, wenn wir aus unserm kleinen Ich heraustreten; dann gewinnen wir Gott, wenn wir uns selbst fahren lassen.

Der Forscher, der sich selbst vergißt im Suchen der Wahrheit, der die großen Weltgedanken Gottes noch einmal denkt, er ist in Gott, er denkt mit Gottes Gedanken, Gott denkt in ihm, denn Gott ist Wahrheit.

Der im Anblick der Schönheit versunkene Mensch, der nicht sich fühlt, sondern die Tiefe und Harmonie des Schönen vor ihm, er ist in Gott, denn Gott ist Quelle der Schönheit und Harmonie.

Aber ich will noch einen andern köstlicheren Weg zeigen, den Weg Christi. Gottes Gedanken stammelnd nachdenken, Gottes Vollkommenheit ahnend fühlen, es ist etwas Herrliches, — aber größer noch ist es, im Willen mit Gott eins sein, wollen mit seinem Wollen. Wenn wir in der Liebe Christi uns selbst vergessen, dann sind und werden wir eins mit Gott. Denn Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. K A

Literaturbriefe

38. Heimatliches und Urheimatliches II (vgl. Nr. 16 und 28)

Schluß

Die gleichzeitig ausgegangene Mythologie Golthers nimmt die religiöse Frage sogar in den Titel mit auf: Religion und Mythos der Germanen.*) Das Buch, kaum halb so umfangreich als das Leyensche, entwickelt rein thetisch die eigene Ansicht, ohne sich um Fragen und Probleme zu kümmern. Es hat dadurch an Klarheit und Einfachheit gegenüber dem Leyenschen gewonnen, an Reichtum verloren. Wie wenig aber die Uebernahme des Wortes Religion in den Titel die Haltung des Buches beeinflußt hat, erkennt man sofort aus der Definition, die auf Seite 3 steht: „Unter Religion ist die Summe von Glaubensvorstellungen und Kulthandlungen zu verstehen, mit denen im Volke Geister und Götter verehrt werden."

Noch mehr verspricht der Titel der neuesten germanischen Mythologie, der Altgermanischen Religionsgeschichte von Richard M. Meyer.**) Freilich beeilt sich der Verfasser bereits im ersten Satz seines Vorworts, jede Hoffnung auf stärkeres religiöses Verständnis zu zerstören, allwo er erklärt, er hätte sein Buch lieber nach alter Sitte Mythologie genannt und es nur deshalb nicht getan, weil es schon zwei Meyersche Mythologien gibt (beide von Hugo Elard Meyer). Zwar fügt er hinzu, daß dieser Zufall doch auch mit einer sachlichen Berechtigung verknüpft sei: er habe mehr als es bisher geschehen sei, die Mythologie auf die spezifische Entwicklung der Religion zu orientieren gesucht. Aber die Einleitung zerstört mit ihrer Verhältnisbestimmung von Mythologie und Religion auch die hiermit erweckte Hoffnung sehr schnell.

Die Religion, heißt es da, setzt überall die Mythologie voraus; sie entwickle sich auf deren Grunde durch eine fortwährende Auslese aus ihr. Woher aber dann die Mythologie? Aus einer primitiven Wissenschaft, sagt Meyer, die indessen „ihrer Form nach Dichtung ist", d. h. „Ausdruck gehobener Stimmung" (S. 13).

Dies erscheint mir nun, wie ich schon vor Jahren bei einer ähnlichen Formulierung Negeleins ausführte, selbst als primitive Wissenschaft. Näher gesagt als ein sehr naiver Anthropozentrismus, wobei der Anthropos als Prolegomenon zum Wissenschaftler verstanden ist: Im Anfang war der Professor; er entwarf die erste primitive Wissenschaft, nämlich die Mythologie, aus der sich dann der Religiöse seine Objekte auswählte, etwa wie man heute Religionen durch Auswahl aus den Schätzen der Naturwissenschaften herstellt.

Hätte nicht schon das psychologische Monstrum einer Wissenschaft, das heißt einer auf alle Fälle prinzipiell kühlen Untersuchung, in der Form gehobener Stimmung stutzig machen

*) Leipzig, „Deutsche Zukunft" 1909. 115 S. Kartoniert 4, gebunden 6 Mk.

**) Leipzig, Quelle und Meyer 1910. 665 S. 16 Mk.

sollen? Solche nachträglich „gehobene“ Wissenschaft ist doch eher Verfalls- als Primitivitätszeichen.

Und welche Psychologie: erst der kalte Kalkül, poetisch angeheizt, dann das warme Leben? —

Wodurch ist dies Umkehren aller psychologischen Möglichkeiten bedingt?

Wenn ich recht sehe, durch eine freilich sehr gebräuchliche Verwechselung im Verständnis oder Gebrauch des Wortes Religion. Meyer versteht unter Religion ein festgefügtes System kultischer Handlungen und der zu ihm gehörigen Vorstellungen; unter Mythologie irgend etwa ganz Loses, Freies. Das heißt, scheint mir, die beiden Erscheinungen auf verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung vergleichen: den Mythos auf der seines ersten Entquellens, die Religion im Zustand der Erstarrung.

Mit demselben Recht kann man beides umkehren und zum Beispiel zeigen, daß auch heute noch die Religion eines Menschen seine freieste innerste Bewegung bezeichnet, während der Mythos — das „Dogma“ — etwas Starres und äußerst schwer Bewegliches ist.

In Wirklichkeit werden wir finden, daß so Mythos wie Religion, sofern sie überhaupt noch leben, immerfort von freier Bewegung erregt und umspült sind. Den Mythos der christlichen Aera umfließt ein sehr lebendiges mythologisches Sinnen, das wir im Unterschied von seiner erstarrten offiziellen Form Philosophie, Weltanschauung, Metaphysik und wie sonst nennen. Ebenso fühlen wir aber auch die Religion in uns von neuartigen Empfindungen erschüttert oder erhöht, die neue Mythen aus sich gebären möchten. Eins wirkt immerfort auf das Andre ein. Es ist überall Wechselwirkung. Wenn wir nun prinzipiell bestimmen wollen, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen, so erscheint es als völlig verfehlt, im Wissenschaftlichen und Kalten zu beginnen und in der Wärme des persönlichen Gefühls zu enden.

Offenbar muß man umgekehrt ansetzen: Die geistigen wie alle anderen Dinge, wie alles Lebendige wenigstens, entstehen in ihrer warmen bewegten Form, um sich erst sehr allmählich zu wissenschaftlichen Kalkülen abzukühlen.

Man muß geradezu als kritisches Prinzip die Unterscheidung aufstellen zwischen dem, was in einer Mythologie im unmittelbaren Zusammenhang lebendiger religiöser Empfindung vorstellbar und von da aus dichterisch gestaltet ist, und dem, was erst durch wissenschaftartige Fragestellung sich erklären läßt. Dies Letztere, statt es als Entstehungsprinzip des Mythos aufzufassen, wäre vielmehr als schon nicht mehr echter Mythos an seine äußerste Grenzen zu verweisen.

Sehr interessant ist es nun zu sehen, wie auch Meyer, wo er sich anschickt, eine wirkliche Uebersicht über Entstehung und Entwicklung der Mythologie zu geben, gar keinen anderen Weg findet als den natürlichen, sie aus der individuellen spontan beweglichen Religion entstehen zu lassen.

Die niederste Stufe, die er annimmt, ist die der „Augenblicksgötter“: „Irgend ein beliebiger konkreter Gegenstand wird unter dem Druck einer momentanen Erregung als »göttlich« angeschaut ... So eine Lanze, die den Feind getroffen hat; der Donnerkeil u. A.“ Erst dann kommt bei ihm eine Stufe, wo „diese ... Auffassung ... über den erregten Moment hinaus gewahrt“ werden soll, und der Gegenstand „nur noch als Träger einer allverbreiteten geheimnisvollen göttlichen Kraft angesehen“ wird — Fetischismus. Durch „eine weitergehende Abstraktion“ entsteht dann auf dritter Stufe der Animismus, und hier erst getraut er sich auf seine Theorie von der (primitiv) wissenschaftlichen Entstehung des Mythos und der nachträglichen Entstehung der Religion durch individuelle Anwendung des wissenschaftartigen Mythos zurückzugreifen. Auch hier ganz unsicher: Die Scheidung des Lebendigen vom Unlebendigen sei ein Urphänomen der Mythologie. „Wert hat vor allem das Lebende. Die Kraft nun, die das Lebende vom Toten scheidet, wird verehrt ... Die Kraft also, diese allgemein mythologische Konzeption, wird eines Kultus gewürdigt [der aber auch schon auf der ersten Stufe festgestellt wurde!], sobald besondere Gründe vorhanden sind, die Kraft eines Einzelnen zu fürchten oder von ihr etwas zu erhoffen. So wird die animistische Mythologie zum religiösen Seelenkult, namentlich bei folgenden Kategorien von Geistern:

a) die Ahnen und überhaupt die Toten.“ Später folgen:
b) die Naturgeister,
c) die wilden Tiere.

Hier also erst, auf der dritten Stufe, die doch die beiden andern voraussetzt, findet er seine Theorie bestätigt. Und auch hier erst auf Grund des sehr zu bemerkenden Satzes: „Wert hat vor allem das Lebende.“ Drückt dieser Satz wirklich eine wissenschaftliche, noch so primitiv wissenschaftliche Reflexion aus? Mir scheint: im Gegenteil eine religiöse Empfindung. Was soll man überhaupt zu dieser Vorstellung einer Ableitung des Totenkults aus einem (primitiv wissenschaftlichen!) Allgemeinbegriff von der Kraft sagen! Ist nicht vielmehr die Vorstellung von einer Lebenskraft erst aus all den Empfindungen, Befürchtungen, Schaudern, kurz aus primitiv religiösem Fühlen erwachsen, das sich um die lebendige Erfahrung des wirklichen Todes erhob?

Diese Kraft, die sich a) in Toten, b) in Naturgeistern, c) in wilden Tieren erweist, ist gewiß eine wissenschaftliche Abstraktion, aber nicht des primitiven Menschen, sondern des heutigen Mythologen, der über diese Erscheinungen gerät und sie begrifflich schematisiert.

Wir schließen: Diese Theorie von der Entstehung des Mythos und in weiterer Abfolge der Religion aus primitiver Wissenschaft ist nichts Anderes als das naive Spiegelbild eines modernen Anspruchs der Wissenschaftler, alles individuelle Leben in Anwendung ihrer Sätze zu verwandeln, — Meyer führt gar noch den Kultus als Experiment ein! Diese Theorie erklärt nichts, muß im entscheidenden Augenblick verlassen werden und verwirrt, wo sie wieder aufgenommen wird, die ganze Konzeption.

Ein anderes Anliegen, das ich diesem Buch gegenüber auf dem Herzen habe, würde ich unterdrücken, wenn es nicht auch allgemeinere Bedeutung hätte.

Es ist der Tonfall, in dem hier nicht selten die alten heiligen Vorstellungen angesprochen werden. Ich finde ihn häufiger bei Leuten, die eine starke Intimität mit den Stoffen, die sie vortragen, ausdrücken wollen.

So wenn (S. 211) die Sage von der Riesin Skadi, die sich als Sühne für den Tod ihres Vaters einen Asen zum Gemahl aussuchen darf, aber nur die Füße der Asen sehen soll — sie wünscht sich Balder, wählt aber die Füße des Wanen Njörd — mit den Worten berichtet wird: „Bei dieser Kotillontour vergreift sie sich.“ Bei einer ähnlichen Vergreifung Meyers (S. 38: „Dies ist wahrscheinlich auch zumeist der Weg, wie der Dämon zum Gott wird, daß er alle Konkurrenten um die Kundschaft ... aus dem Felde schlägt“) fügt er, wohl zur prinzipiellen Entschuldigung für diesen Ton die Klammerbemerkung ein: „man soll sich hier lieber zu realistisch ausdrücken als zu idealistisch!“ Ich weiß nicht, was „man soll“ und warum man soll. Ich weiß nur, daß dergleichen Schnoddrigkeiten weder realistisch noch idealistisch, sondern einfach geschmacklos sind.

Vielleicht handelt es sich auch um spezifisch Berliner Gepflogenheiten. Wenigstens habe ich in Berlin als Student drei Stunden lang (dann verscheuchte mich der Widerwillen) sogar Kirchengeschichte mit derlei Fadigkeiten gespickt gehört. Der Studentenwitz rächte sich in seiner Weise dadurch, daß er die Person des Autors mit dem gleichen „Realismus“ behandelte. Es gab von ihm — sagen wir, er habe Lehmann geheißen — ein Buch über Justin den Märtyrer, und es kursierte damals die Scherzfrage: „Warum heißt Justin der Märtyrer?“ Antwort: „Weil Lehmann ihn behandelt hat.“

Im Ernst gesprochen meine ich, daß dieser Tonfall das ungünstige Vorurteil gegen sich erzeugt, ein Zeichen mangelnder innerer Verbindung und Kongenialität mit dem Stoffe zu sein. Dem rein wissenschaftlichen Blick natürlich ist ein Stoff wie der andre, ein Mensch, der sich an einen Gott wendet, soviel wie einer, der zum Kaufmann um die Ecke geht. Weshalb soll man nicht beides vergleichen, wenn man es nun einmal mit der Geistreichigkeit hat? Dem „geborenen Mythologen“, von dem Meyer am Ende seines Buches spricht, möchte das vielleicht weniger leicht zustoßen.

Wenn ich von solchen Berliner Gepflogenheiten sprach, so will die Gerechtigkeit hinzufügen, daß gewisse Münchener Gepflogenheiten freilich nicht besser sind.

Der Raabekalender 1912*), auf den die Verehrer des Meisters hiermit aufmerksam gemacht sein mögen — soweit sie nämlich die eigenen Bücher Raabes schon kennen — brachte verschiedene Briefe, darunter einen, in welchem der Siebzigjährige einige Scherze über „Moses Meyers moderne Literaturgeschichtschreibung" macht, weniger zwar über sie selbst, denn er sagt, daß er das Buch noch nicht zu Gesicht bekommen habe, als über das, was der Anfragende ihm darüber geschrieben haben muß. (Auf den Anfragenden geht auch wohl der nicht gerade geistreiche Namenwitz mit Moses statt Moritz zurück. Zum Unglück liebt Meyer selbst dergleichen Witze, freilich ungleich weniger bissig, vgl. S. 629 mit dem Namen Preuß.) Die Veröffentlichung von privaten und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Bemerkungen Verstorbener über lebende Personen halte ich für taktlos. Dr. Owlglaß meinte anders und benutzte die Stelle zu einem Hieb auf Richard M. Meyer. Sehr wenig im Geiste Raabes. Aber Dr. Owlglaß scheint solche Benutzung von verstorbenen Autoritäten zu Beschimpfungen Lebender überhaupt zu lieben. Ich kann es wenigstens nicht viel anders bezeichnen, wenn er einige Zeit vorher die neu erschienene und sehr empfehlenswerte Petersensche Auswahl von Lessingbriefen**) dazu verwandte, um bei ihrer Besprechung die liberalen Bekämpfer des Spruchkollegiums zu verhöhnen. Was sind der Welt von heute, sagt er, „die theologischen Katzbalgereien mit Hochwürden dem Herrn Hauptpastor Goeze, da sie sich doch gegen das preußisch-kirchliche Spruchkollegium zu entrüsten hat?" und zitiert dazu die berühmte Stelle, in der Lessing das Verhältnis der Orthodoxie zum Rationalismus mit dem von unreinem Wasser zu Jauche vergleicht. Weshalb vergißt Dr. Owlglaß, daß jene Stelle anfängt: „Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bey meinen Sudeleyen einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen!" ***) Oder will Dr. Owlglaß in Wirklichkeit sagen, daß die echtere Nachfolge Lessings darin bestehe, seine Antigdeziana zu lesen, statt selbst welche durchzufechten? Ich schätze in dem treuen Raabeverehrer Owlglaß einen der tüchtigsten Simplizissimusmitarbeiter; desto mehr verdrießt es mich, ihn der in München grassierenden Sucht, durch persönliche Beschimpfungen Ueberlegenheit zu prästieren, solche Opfer bringen zu sehen.

Ich möchte aber diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auch meinerseits nachdrücklichst auf jene Warnung Lessings hinzuweisen, daß man uns nicht „unter dem Vorwand, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen" mache. Denn auch der moderne kirchliche Liberalismus läuft noch immer die Gefahr — darin muß ich Dr. Owlglaß durchaus Recht geben — an die Stelle einer veralteten, aber tüchtigen Philosophie eine neue, aber untüchtige zu setzen. Das eben ist es, was es den Religiösen unter uns so schwer macht, in den heutigen sogenannt religiösen Kämpfen ihren Platz zu finden, daß wir fast nirgends um Religion, fast immer nur um ein Mehr oder Minder von schlechter Philosophie kämpfen sehen.

Nun könnte man freilich in abstrakto sagen, daß eine schlechte, aber neue religiöse Philosophie (nicht Religionsphilosophie, das ist etwas ganz Anderes!) besser sei als eine gute, aber veraltete; insofern nämlich die veraltete keine Beziehungen mehr zu uns hat, während die neue durch Irren und Fehlen hindurch zu unsrer Wahrheit kommen könne. Es ist nur die Frage, ob in dieser Angelegenheit die Veraltung nicht gerade in dem Versuch besteht, Religion und Philosophie zu vermengen, sodaß der alte Zustand dadurch erträglich ist, daß er eben für Jeden, der denken kann, sich als veraltet und also nur noch symbolisch ernstzunehmen erweist, während der neue Ansprüche macht, die wir an der Schwelle zurückweisen müssen. Es hat sich eben alles differenziert. Die Religion wird ewig bleiben, aber die Vermischung von Religion und Philosophie ist ebenso unwiderruflich dahin, als es die von Religion und Astronomie oder auch die Staatsreligion ist.

*) Berlin, G. Grotescher Verlag 1911. 137 S. Geb. 1,80 Mk.

**) Leipzig, Inselverlag 1911. 314 S. Geb. 2, auch 4 Mk.

***) Diesen Anfang der Stelle mit dem Ausdruck „Sudeleyen" für Lessings eigene Arbeiten muß man kennen, um den groben Vergleich mit „Jauche" nachher richtig einschätzen zu können.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Meyerschen Mythologie zurück.

Trotz allen den Einwendungen, die ich gemacht habe und und andern, die ich im Einzelnen noch zu machen hätte, empfehle ich Richard Moritz Meyers Buch einer aufmerksamen Lektüre. Es zeugt von einer stupenden Belesenheit und einem sehr erfreulichen Geschick, Stoffe anregend zu gruppieren und fördernde und interessierende Fragen zu stellen. Man wird, auch wo man sich seinen Resultaten verschließt, nicht bereuen, es gelesen zu haben. Die Entgleisungen sind nicht so häufig, daß sie den Gewinn wesentlich beeinträchtigen könnten, und die Gewohnheit des Autors, moderne Anspielungen zu machen, finde ich an sich nicht verwerflich. Sie beleuchtet manchmal das Dargestellte ganz glücklich. So, wenn er die Stimmung einer Zeit, die sich überall von Dämonen umflattert und bedroht sah, an der modernen Bazillenfurcht illustriert, und anderwärts.

Wie sehr diese Dämonenfurcht noch tief in die christliche Aera, tief ins Mittelalter hinein angedauert hat, verraten die Quellen auf jeder Seite. Man lese den Mönch von Heisterbach oder die byzantinischen und altdeutschen Legenden oder die, welche sich um das Leben des liebenswerten heiligen Bettlers spannen. Andrerseits sind mir Menschen bekannt geworden, ganz moderne, in denen deshalb auch ihre stark religiöse Veranlagung ganz ins Unbewußte zurückgeglitten war, und die in jeder Beziehung wissenschaftlich aufgeklärt und antikirchlich gestimmt waren, deren ganzes Leben aber von der Bazillenfurcht schrecklicher verheert wurde, als nur irgend ein mittelalterliches Leben von Dämonenfurcht. Es ist mir diese Erfahrung ein besonders eindrucksvoller Beweis dafür geworden, daß religiöse Stimmungen niederer Stufe durch wissenschaftliche Aufklärung nur die Form wechseln, daß sie aber wirklich überwunden werden können nur durch religiös kräftige Einwirkung höherer Stufen. Wenn zweifellos die Aufklärung vielfach auch innerlich befreiend gewirkt hat, so waren es die helleren religiösen Stimmungen, die sich in ihr erhoben, aber zu keiner genuin religiösen Aussprache kommen konnten. Zum großen Teil gerade weil sie das, was als religiös monopolisiert war, auf der minderwertigen Seite sahen. Hier wie so häufig die Erfahrung, daß die institutionelle Festschraubung der Religion auf das eigentlich religiöse Leben, die Kraft der Zukunft, ebensowohl verwüstend als stützend einwirkt.

Besonders der Cäsarius von Heisterbach*) ist in bezug auf jene verschüchterte und erschrockene Stimmung lehrreich. Die Welt wimmelt von Dämonen, und die einzige Freistatt ist das Kloster, in zweiter Linie die kirchlichen Gnadenmittel, besonders die Beichte. Zum Teil ganz roh. In einen Menschen ist ein Dämon gefahren, „so boshaft, daß er die Sünden der Anwesenden aufdeckte". So tut er auch von einer Jungfrau. Ihre Mutter ist wütend. Sie aber weiß sich zu helfen. „Auf Gottes Eingebung" läuft sie schnell zu einem Priester, beichtet und gelobt Besserung. „Von dem Priester beraten und genau belehrt", kehrt sie nun zurück und wirft ihrer Mutter die große Sünde vor, sie, ihre eigene Tochter, ohne Grund beschimpft zu haben. Die Mutter wendet sich an den Dämon, und der muß gestehen, daß er nichts Böses von ihrer Tochter wisse, — die Beichte hatte ihre Sünden zugedeckt. Daneben dann auch wieder von unendlicher Zartheit. Wie die Geschichte von dem Schüler, der „vor übergroßer Reue nicht beichten konnte". Jedesmal, wenn er anfing, versetzten ihm die Tränen die Stimme. Schließlich kam man überein, daß er es schriftlich tun solle. Aber der Prior, da er das Blatt las, entsetzte sich und erklärte, daß er es dem Abte zeigen müsse. Als er es aber dem Abte gab, fand der das Blatt leer und rein und erkannte, daß der barmherzige Gott um der Tiefe der Reue willen die Schuld für gesühnt ansehe. „Da wurde ihm das Herz aus großer Freude so weit, wie es vorher aus großer

*) Deutsch von Ernst Müller-Holm. Berlin, Karl Schnabel 1910. 272 S. 7, gebunden 9 Mk.

Traurigkeit eng gewesen war." Auch trotziger: Ein Mönch kann die Gabe der Tränen nicht finden. Er bittet eine fromme Frau, sie ihm auszuwirken. Es geschieht. Als er in der nächsten Nacht seiner Sünden gedenkt, stürzen ihm die Tränen so reichlich hervor, daß er um seinen Kopf besorgt wird und kaum mehr einhalten kann. „Sagt mir aus Liebe", fragt er sie andern Tags, „wie Ihr jene Gnade für mich erhalten habt." Sie antwortete: „Anfangs fand ich den Herrn hart. Aber ich sagte zu ihm: Herr, du kommst mir nicht aus den Händen, es sei denn daß jener Mönch die Gnade der Tränen erlangt. Da bewilligte er sie dir." Die Stimmung des für Melanchthon betenden Luther, die man mit Recht als gut mittelalterlich erkannt, aber mit Unrecht deshalb herabgesetzt hat. Sie ist eine Grundstimmung aller wirklich starken Frömmigkeit von dem Wilden an, der seinen Fetisch prügelt, bis in die geistigste Mystik hinein, die sich der Gottheit einen Teil fühlt, so not und wert als Gott selbst.

Die meisten dieser Geschichten sind bei fast übergroßer Schlichtheit von prächtiger Plastik. Die schreckliche Vision von dem, mit dessen Seele die Dämonen Ball spielten, und wieder die liebliche Geschichte von der seligen Jungfrau Hildegunde, die als Mann in ein Kloster ging, um das harte Leben der Mönche zu leben. In ihrer Probezeit führte sie einst in des Lehrers Abwesenheit „den Mönch, der uns dieses erzählt hat, Hermann mit Namen, damals einen Knaben von vierzehn Jahren, zu ihrem Becher und sagte: Laßt uns in diesem Glase sehen, wer von uns schöner sei. Und als er die darin sich spiegelnden Gesichter anschaute, sagte sie wiederum: Hermann, wie gefällt dir mein Gesicht?" Solche „Zeichen von Leichtfertigkeit gab sie in ihrer Probezeit, damit ihr Geschlecht nicht erkannt werde" setzt der treuherzige Erzähler zur Erklärung hinzu! Charakteristisch für die trotz aller Schrecklichkeiten im Grunde zarte, sozusagen lyrische Gemütsart des Erzählers ist die Geschichte von seinem eigenen Eintritt ins Kloster. Der Abt hatte ihm lange vergeblich zugeredet, Mönch zu werden, zum Schluß erzählte er ihm die Vision eines Heiligen, welcher sah, wie zu den Brüdern, die im Tale mähten, die heilige Mutter Gottes, die heilige Anna, ihre Mutter, und die heilige Maria Magdalena in großem Glanze herabstiegen, den Schweiß der Mönche abwischten und mit den Aermeln fächelnd ihnen Kühlung zuwehten.

Der Cäsarius ist ein vorzügliches Beispiel jener alten Erzählungswerke, die noch Beispielsammlungen für Predigten sind. Ein Mönch belehrt einen Novizen. Der Novize fragt etwa: „Ich möchte ein Beispiel, daraus ich den Unterschied zwischen falscher und echter Beichte erkennen kann", und der Mönch gibt einige Geschichten dazu. Der Uebersetzer hat, wohl mit Recht, diese Einkleidung bis auf wenige Rudimente ausgeschnitten und auch im Erzählungsstoff (rund 700 Stücke) eine Auswahl getroffen, um nur das uns noch Verständliche und irgendwie Wertvolle zu geben. Es sind immer noch gegen dreihundert Stücke (265 Nummern, die aber manchmal mehrere Erzählungen vereinigen). Keine historischen, sondern durchaus gleichzeitige Stoffe, sodaß man wirklich in die Stimmung hineinkommt. Immerhin muß man sich gegenwärtig halten, daß alles durch die Klosterbrille und mit Bekehrungsabsichten gesehen ist. Um so mehr wird man staunen, was für wohlabgerundete prächtige Bilder herauskommen.

Bei diesem Charakter des Buches ist es verständlich, daß es eine Quelle für heidnischen Aberglauben ist, wenngleich eine mit Vorsicht zu benutzende. Doch im Uebrigen möge man nun selbst sehen. Und ab und zu auch daran denken, daß dies die düstere Gegenstimmung zur Zeit der Minnesänger ist. Cäsarius schreibt um 1220, zur Zeit also, wo Walther von der Vogelweide sechzigjährig ist.

Einen breiteren Widerschein hat die Empfindung, die wir im Cäsarius an der Quelle sehen, in den Legenden gefunden. Lietzmann und Benz haben zwei Bände davon erscheinen lassen, Taube dazu die Fioretti.*) Diese Bücher sind außen wie innen gleich schön, das Gewand ganz aus dem Charakter heraus bestimmt. Ernst Lissauer, auf dessen schöne Gedichtsammlung „Der Acker"**) bei dieser Gelegenheit hingewiesen sei, hat über

*) Jena, Diederichs. Gebunden 8 Mk.
**) Jena, Diederichs. Gebunden 3 Mk.

diese Legenden und im besondern über die Deutschen Legenden*) einen feinen Aufsatz in der „Hilfe" geschrieben. Der Verleger hat ihn auf einem Prospekt abgedruckt. Man lasse ihn sich kommen. Der Aufsatz ist so fein und tief, daß ich mich scheue, noch etwas dazu zu setzen. Man weiß, in wie hohen Tönen Tolstoi von den alten Legenden sprach. Mit seinen Volkserzählungen wollte er ein modernes Gegenbild zu ihnen versuchen. Vom rein künstlerischen Standpunkt aus schätzte sie Gottfried Keller, und schätzte sie sehr hoch. Mir kam stets, wenn ich Keller las, der Eindruck, daß bei ihm (nicht etwa bloß in den direkten Nachbildungen, die er schrieb) der Stil dieser alten Volkskunst, der Geist ihres Stils sozusagen, wieder aufgewacht sei.

Ich will mich gewiß für die alte Askese nicht ins Zeug legen. Aber man lese in den Byzantinischen Legenden**) die erste von dem Säulenheiligen. Man wird vielleicht doch darüber den uns so naheliegenden Geschmack an der Verhöhnung dieser heroischen Gestalten verlieren.

Dazu mag noch ein Anderes helfen.

Man suche sich eine wirkliche quellenmäßige Anschauung von der Sinnesart der Menschen zu verschaffen, denen diese Literatur und Lebensführung mit dem Anspruch auf Sinnesänderung gegenübertrat.

Die Egilssaga,***) der dritte Band des großen Unternehmens einer möglichst vollständigen Zugänglichmachung der Isländergeschichten, das bei Diederichs unter dem Uebertitel Thule erscheint, möge dazu dienen.

Hier ist völlig ungebrochenes altes Heidentum. Vielleicht ist das Urteil nicht gerecht, das diese Saga die beste der Isländergeschichten nennt; ich wenigstens vermag weder die Gisli- noch die Njalsgeschichte hinter sie zurückzustellen. Aber Njal stirbt als frommer Christ; Gisli hat wenigstens das Kreuzeszeichen genommen, und in seine schrecklichen Träume spielen wunderliche neue Gedanken hinein. Der Egil ist ganz echt heidnisch. Auch keine Spur von irgend einer Milderung in dieser furchtbaren Gestalt.

Und dies ist es, was ich meine. Wer eine solche Geschichte aufmerksam in sich aufgenommen hat, mag einen Eindruck von den Realitäten erhalten, um die es sich handelt.

Wir weisen mit Recht darauf hin, wieviel Gutes, Vielversprechendes, wieviel männlicher Selbständigkeitssinn, wieviel Wahrheitsmut und Mut zu sich selbst mit unserm Heidentum vernichtet worden ist, die wir erst jetzt wieder in uns aufwachen fühlen. Wir weisen weit von uns die Augustinsche Beurteilung solcher Tüchtigkeit als glänzenden Lasters. Aber derselbe Gerechtigkeitssinn, der uns dazu treibt, soll uns auch lehren, zu beachten, in was für einer Blutdunstatmosphäre diese Tüchtigkeit wuchs. Wir sollen lebendig aufzufassen suchen, was für Rohheit und blinde Leidenschaft dem im Wege stand, daß diese Tüchtigkeit sich ins Edlere, Menschliche entwickle, daß sie nicht im erbarmungslos rohen, ja tierischen Selbstdurchsetzungsdrang verkleinliche, verkümmere, verkrüpple. Die menschlichen Dinge sind nicht so einfach, wie sie der sich denkt, welcher mit einem rationellen Handbuch der Ethik den Leidenschaften zu Leibe zu gehen wünscht. Das ist, als wollte man einem Holzapfelbaum eine Vorlesung über den Wert der Tafelfrüchte halten. Man muß Gegenkräfte aufrufen, gleich starke oder stärkere, und damit gleich einseitige oder einseitigere. Erst wenn diese Gegenmächte lebendig gewirkt haben, erst wenn durch Jahrtausende hindurch die Kraft der Selbstüberwindung eingeübt, der Wert fremden Lebens und friedlicher Gemeinschaft zur Empfindung gekommen ist, kann man daran denken, die dieser Gegenentwicklung zum Opfer gefallenen Tüchtigkeiten neu zu erwecken. Und je weniger diese neue Entwicklung ein einfaches Zurückfallen in überwundene atavistisch gewordene Gepflogenheiten und Ideale, je mehr sie statt dessen Ueberwindung der

*) Von Richard Benz. Halbpergament 6, koloriert in Ganzpergament 12 Mk. Jena, Diederichs.
**) Von Hans Lietzmann. Gebunden 6 Mk. Jena, Diederichs.
***) Uebersetzt von Felix Niedner. Jena, Diederichs. Gebunden 5,50 Mk. Die Ausstattung dieses Buches ist das Schönste, das ich derart überhaupt kenne. Sie lohnt allein schon die Anschaffung.

Gegensätze und in Wahrheit ein „drittes Reich" geworden ist, desto kräftiger wird die Höherentwicklung, desto fruchtbarer und in sich gefestigter dieses neue Reich sein.

Arthur Bonus

Hyacinthe Loyson

Das Leben von Hyacinthe Loyson ist nicht die Geschichte eines Werkes, sondern die Geschichte einer Seele. Wenn man sein Leben nach seinem Werke oder seinen Erfolgen beurteilen wollte, so wäre es ein verlorenes gewesen. Sieht man aber seinen Kampf von der Seite der Seele an, so hat er der Welt ein Beispiel gegeben vom Heroismus des Gewissens, das lieber auf einen Lebenserfolg verzichten als ihn durch Kompromisse erkaufen will.

Was Loyson wollte, wofür er kämpfte, wofür er litt, gehört in die Linie jener Bestrebungen, die seit der Mitte des Mittelalters bis herab zum Modernismus auf eine Reform der katholischen Kirche zielten. Es war kurz vor dem vatikanischen Konzil. Das Unfehlbarkeitsdogma warf seinen Schatten voraus. Edle Katholiken, der Kirche treu, aber nicht blind ergeben, waren in schwerer Sorge. Die Klugen schwiegen und betrieben unter der Hand eine vorsichtige und heimliche Politik gegen das nahende Dogma, das alle Reformhoffnungen bedrohte. Der mutige Karmelitermönch Pater Hyacinthe schwieg nicht, sondern protestierte, im Glanz und in der Wucht einer seltenen Beredsamkeit, als Prediger von Notre-Dame gegen das Dogma, durch welches eine Scheidung hervorgerufen werden würde „zwischen der Kirche, welche unsere Mutter in Ewigkeit ist, und der Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Kinder wir der Zeit nach sind." Er verschloß sich dadurch nicht nur die berühmteste Kanzel Frankreichs, sondern auch den Weg zu den höchsten kirchlichen Ehren. Was seine Freunde, wie Dupanloup, eine Unvorsichtigkeit, und seine kirchlichen Feinde eine Versündigung an der Kirche hießen, nannte er eine erfüllte Pflicht. Dieser mutigen Tat folgte die große Exkommunikation auf dem Fuße. Sie machte ihn, der im Herzen der katholischen Kirche wie einer Mutter aufs treuste zugetan war, zu einer Waise. Aber sie konnte ihn nicht von seinem Ziele, der Reform der katholischen Kirche abdrängen, das er nun, nach der Verkündigung des Dogmas außerhalb der Kirche im Anschluß an den Altkatholizismus zu erreichen hoffte.

Der alte Traum einer romfreien gallikanischen Nationalkirche stieg vor Loysons Auge auf. Aber die politischen Umstände waren seiner Verwirklichung nicht günstig. Er hoffte sein Programm in Genf verwirklichen zu können, dessen eben gegründete altkatholische Kirche ihm die erste Stelle antrug. In gewaltigen und berühmten Reden entwickelte er dort seine Reformideen. Der Katholizismus mit seinen Sakramenten sollte aufrecht erhalten bleiben, auch seine Hierarchie vom Diakon bis hinauf zum Bischof und zum Primat in Rom, der aber auch anderswo seinen Sitz haben könnte. Die Verbindung mit der katholischen Gemeinschaft sollte erhalten bleiben, um sie zu reinigen und zu restaurieren. Die obligatorische Beichte, das aufgezwungene Zölibat sollte abgeschafft werden. Die Gemeinden sollten das Wahlrecht erhalten, die Bibel in die Hände des Volks gegeben werden, und der Kultus in der Landessprache gefeiert werden. L'église n'appartient ni au pape ni aux prêtres, ni aux laïques, ni à l'Etat, mais elle s'appartient à elle-même. Seine Wahl in Genf im Jahr 1873 wurde von Mermillod mit der Anordnung von Sühnegebeten und mit der Verkündigung des Interdikts beantwortet. Der Kulturkampf brach aus. Er wurde in Genf mit unerhörter Leidenschaftlichkeit geführt. Die Politik der Machthaber gedachte sich auch des glänzenden Redners, der die Volksmassen hinriß, für diese kulturkämpferischen Zwecke zu bedienen, und die altkatholische Kirche von Genf selbst stand diesen Umtrieben nicht unabhängig genug gegenüber. Aber Hyacinthe Loyson ließ sich in keinem andern Dienste gebrauchen, als in dem Gottes und des Gewissens.

Mit derselben raschen, vielleicht überstürzten Entschlossenheit, mit der er seine Pariser Kanzel aufgegeben hatte, verließ er nun auch den Dienst der liberalkatholischen Genferkirche, der er in einem öffentlichen Manifest vorwarf, daß der Geist, der in ihr herrsche, „weder liberal sei in der Politik, noch katholisch in der Religion". Damit begann für ihn eine Zeit freier Wirksamkeit. In London, Paris und andern größeren Städten, teilweise gehindert durch die französische Regierung, kämpfte er in freien Vorträgen für sein Ideal und sein kirchliches Ziel. Die reine und hinreißende Persönlichkeit fand überall ein starkes Echo und treue Freunde, aber keine Nachfolger, keine Gemeinschaft, die seinen Ideen einen Körper gab. Dafür gewann er eine Seele, die sein Leben zu dem ihrigen machte, seine Frau.

Die Geschichte dieser Ehe ist merkwürdig. Emily Meriman, eine protestantische Amerikanerin, Witwe und Mutter eines Sohnes, hatte den Karmelitermönch Hyacinthe in Notre Dame predigen hören und war durch ihn innerlich für einen idealen Katholizismus gewonnen worden. Sie suchte seine Seelsorge und seinen Unterricht. Das führte zu ihrem Uebertritt in die katholische Kirche. Bei ihrer öffentlichen Uebertrittserklärung bewies sie eine große Selbständigkeit; in dem abzulegenden Glaubensbekenntnis weigerte sie sich, zu bekennen, daß außer der Kirche kein Heil sei und ließ auch den Passus weg, der die Anathematisierung der Andersgläubigen verlangt. Sie wollte nicht den Glauben ihrer Mutter verdammen. So trat sie in die Kirche ein, die Hyacinthe Loyson damals zu verlassen im Begriffe stand. In einer durch höchste Zartheit des Empfindens geheiligten Stunde wurde ihnen aber ihr persönliches gegenseitiges Verhältnis klar. Während in einer Nachbarkapelle die Nonnen der Assomption das Salve Regina psalmodierten, gestanden sie sich, daß sie sich nie angehören könnten, daß aber ihre Seelen vor Gott vereint seien. Aber le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas. Loyson, der in seinen Reformbestrebungen die Aufhebung des obligatorischen Priesterzölibats gefordert hatte, mußte einsehn, daß die Konsequenz davon seine Verehelichung verlangte. Er beriet sich darüber mit dem bekannten, den Reformideen sehr zugetanen Erzbischof Passavalli, der das vatikanische Konzil eröffnet hatte. Dieser schrieb ihm: un tel acte est toujours permis, souvent nécessaire et quelquefois saint. Es war derselbe, der Stroßmayr, der ihn gern zum Papst gemacht hätte, gesagt hatte: „Ich nähme die Tiara an für drei Tage, um die notwendigsten Reformen auszuführen, dann würfe ich sie mit beiden Händen in die Tiber." Passavalli gab ihrer Ehe im Jahre 1872 in Rom die mystische Benediktion, nicht die kanonische Weihe.

Die Wirkung der energischen weitschauenden Frau auf den im Grunde eher schüchternen Mann, der nur im öffentlichen Auftreten das für den Kampf unentbehrliche Selbstbewußtsein gewann, war außerordentlich. Es kam mit ihr ein aktives Element in seine träumerische und kontemplative, fast melancholisch angelegte Natur. Vielleicht sogar in späteren Jahren eine gewisse drängende Unruhe, die ihn rastlos von Ort zu Ort, mehrmals bis in den Orient trieb. Daß diese Ehe der Anlaß zu neuen Anfeindungen von seiten des Vatikans wurde, versteht sich von selbst. Verleumdungen aller Art begleiteten ihn, aber auch die bis an sein Sterbebett fortgesetzten Versuche der Kirche, den verlorenen, ihr im Herzen so treu ergebenen Sohn durch Zugeständnisse und Versprechen wieder zu gewinnen. Leo XIII. scheint diesen Plan nie aufgegeben zu haben. Aber Loyson blieb standhaft. Er wies die Zumutung, sich den Weg zu einer kirchlichen Laufbahn durch Trennung von seiner Frau zu öffnen, ebenso entschlossen zurück, wie die vorsichtig verhüllten Versuche des späteren Kardinals Vives y Tuto, ihn gegen das Zugeständnis seiner Ehe durch die Kurie zur Anerkennung des Unfehlbarkeitsdogmas zu bringen. Er blieb seinem Gewissen ebenso wie seiner Frau treu. Vor wenigen Jahren starb sie ihm. Was sie ihm war und blieb, sprach er ebenso kurz als schön in den Worten aus: elle m'a inspiré sur la terre, et m'attend dans les cieux.

Ein Asyl fand Loyson in seinen letzten Lebensjahren bei seinem Sohn, dem Schriftsteller und Herausgeber der Droits de l'homme, die in ausgezeichneter Weise die geistige Erneuerung spiegeln, die sich gegenwärtig in der Jugend Frankreichs voll-

zieht. Loyson starb im Alter von 85 Jahren.*) Am Begräbnis nahmen nicht nur höchste Würdenträger Frankreichs teil, sondern, — eine Ehrung der universalkirchlichen Bestrebungen des Verstorbenen — die Vertreter der verschiedensten Kirchen, Konfessionen, ja sogar mehrerer Religionen: alle protestantischen Pfarrer von Paris, vier katholische Priester, der Priester der schismatischen armenischen Kirche und ein Priester der griechisch orthodoxen Kirche. Um den Sarg standen Vertreter der presbyterianischen und wesleyanischen Kirche Amerikas, ein Rabbiner, ein Vertreter des Islam, ein Mitglied der Heilsarmee und Vertreter des Freidenkertums. Beim Begräbnis sprachen der anglikanische Bischof Ormsby und die protestantischen Pfarrer Robert und Wagner.

Der Ultramontanismus kann in ihm, mit Jubel, einen Unterlegenen sehen. Wir aber dürfen ihn einen Helden des Gewissens nennen, der alle Kompromisse und kleinliche Kasuistik verabscheute und, nach seinen eigenen Worten, handelte, als ob es auf der Welt nur das Gewissen und Gott gäbe. Der äußere Mißerfolg in der Welt war der Preis, den er bezahlte für die Ruhe und Reinheit seines Gewissens. Die Ursachen dieses Mißerfolges mochten nicht allein in den ungünstigen Zeitumständen liegen, sondern zum Teil auch in seinem Charakter. Um ein Reformator zu werden, muß einem Menschen nicht nur gegeben sein die Glut und der Trotz des Glaubens, die Reinheit der Motive, und die Gewalt des Geistes und Wortes, sondern die Kenntnis des menschlichen Herzens, der Sinn für das geschichtlich Mögliche und jene eigentümliche Energie, die Ideen in Geschichte umzusetzen vermag. Und das fehlte Loyson. Sein Traum einer spiritualistischen Universalkirche, der immer wieder edle und sehnsüchtige Seelen zu begeistern vermag, führte ihn gelegentlich zu synkretistischen Verwischungen dessen, was die Geschichte hart und klar für immer geschieden hat. Er hat den Anschluß an zu viele, den Frieden mit zu verschiedenerlei Dingen und Organisationen gesucht, als daß er an einem Orte hätte wurzeln können. Er war trotzdem einer jener idealen Katholiken, bei denen wir es verstehen, daß nicht jeder, der gegen Fehler der Kirche protestiert, damit auch schon Protestant ist. Seine Eloquenz war unbestritten. Wer ihn einmal hörte, und wer nicht geneigt ist, sofort alles Französische als theatralisch anzusehn, gewann bald den Eindruck, vor einem Vertreter jener klassischen französischen Kanzelberedsamkeit zu stehn, die sogar in der Geschichte der französischen Literatur ihre Bedeutung hat. Wer ihn dann in persönlichem Verkehr kennen lernte, in seine gütigen lautern Augen sah, der fühlte den Zauber einer fast kindlich naiven Seele, der die Wahrheit Lebensbedürfnis war.**) Aber die Liebe zur Wahrheit, hat Rosmini gesagt, ist die Liebe zum Martyrium.

Adolf Keller

Der Kampf um den Religionsunterricht im Königreich Sachsen

1. Die Zwickauer Thesen — 2. Kampf und Kämpfer — 3. Die Lehrerschaft — 4. Die Pfarrer — 5. Synode und Kirchenregiment — 6. Ergebnisse

Fortsetzung

Eine wirkungsvolle Propaganda für die Arbeit des Schulvereins bedeutete ferner die Abhaltung des Siebzehnten Deutsch-Evangelischen Schulkongresses in Dresden. Graf Hohenthal leitete ihn als Vorsitzender. Als Redner traten auf: Professor Lemme-Heidelberg, ferner Rektor Asmussen, der die Einheitsschule behandelnd einen Hauptgrund für die Forderung der Einheitsschule in der entschiedenen Gegnerschaft der Lehrer gegen das bekenntnismäßige biblische Christentum sah und es als voraussichtliche Folge der Einheitsschule bezeichnete, daß das Christentum aus Deutschland schwinden werde (welch starker Glaube an die Macht des Christentums, das durch die Einheitsschule gestürzt wird!), und endlich Seminarlehrer Brammer-Lüneburg, der über Schule und Dogma sprach und dabei auf die Entwicklung der liberalen Theologie auf der schiefen Ebene von Harnack über Troeltsch und Bousset zu Arthur Drews zu reden kam. Kultusminister und Konsistorialpräsident, die persönlich erschienen waren, hatten dem Kongreß warme Worte der Begrüßung gewidmet. Vertreter der Lehrerschaft waren nicht geladen worden. Was haben sie auch auf einem Schulkongreß zu suchen?

In den Dienst der Bestrebungen des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins stellte sich weiter die konservative Partei und ihre Presse. Die konservative Partei veranstaltete eine Reihe von Versammlungen, in der das mehr oder weniger variierte Thema „Die konservative Weltanschauung und die Reform des Religionsunterrichts" behandelt wurde. Der Dresdner konservative Verein nahm nach einem Vortrag von Pfarrer Ebeling debattelos eine Entschließung des Inhaltes an, daß im neuen Schulgesetz die heilsgeschichtliche Bedeutung der biblischen Geschichte und die für den Unterricht vom fünften bis achten Schuljahr maßgebende Stellung des kleinen Lutherschen Katechismus festgehalten werden müsse. Auf einer anderen Versammlung rief man nach der Obrigkeit, damit sie dem bösen Treiben der Lehrer Einhalt gebiete: „Wenn Einer stiehlt, aus Hunger für sich oder seine Familie, ist sofort die Vergeltung da. Wenn aber Einer im Lande herumzieht, um gegen Thron, Altar und Christentum zu verhetzen, und Tausenden von Menschen das Herz vergiftet, da findet man keinen Paragraphen im Gesetzbuche." Ein Staatsanwalt ließ die Befürchtung durchblicken, daß die Annahme der Zwickauer Thesen eine Zunahme des Verbrechertums zur Folge haben könnte. Ebenso nahm die konservative Presse den Kampf auf. Das „Vaterland" gab den Ton an. Andere Zeitungen folgten. Die Oberlausitzer Dorfzeitung wehklagte: „Ein schmerzliches: Sehet! möchte man hineinrufen in den Kampf, der wie ein Bildersturm die Kirche des Herrn umbraust: Sehet, der Sohn Gottes verleugnet und verlästert."

Aber nicht nur Sachsen, sondern ganz Deutschland muß über die religionsfeindlichen Lehrer aufgeklärt werden. Darum wird auch die außersächsische Presse, z. B. die Kreuzzeitung, mit aufklärenden Artikeln versorgt. Empfehlenswert sind besonders kurze alarmierende Nachrichten. Die Sächsische Evangelische Korrespondenz versendet sie. Auch das Daheim ist an der Verbreitung einer solchen unwahren Nachricht mitschuldig geworden, indem es meldet, daß der Allgemeine Deutsche Lehrerverein, dem auch der Sächsische angeschlossen sei, für die Zukunft die religionslose Schule erstrebe. Diese könne aber nur noch als Drillschule nach französischem Muster, aber nicht mehr als Erziehungsschule anerkannt werden.

So hat der Evangelisch-Lutherische Schulverein mancherlei Mitkämpfer gewonnen. Aber die Hauptarbeit besorgt er selbst. Sein eifriges Wirken blieb nicht ohne Erfolg. Ueberall im Lande erwachte das Mißtrauen gegen die Lehrer. Der schlichte Mann beklagt sich über ihre Christentumsfeindschaft; er wittert in ihnen Bundesgenossen der Sozialdemokratie. Man sah klar, daß sie nicht nur den Religionsunterricht, sondern die Religion selbst abschaffen wollten. Deshalb hält man es auch für ratsam, Bewerber um erledigte Lehrerstellen nach ihrem Urteil über die Thesen zu fragen. Sogar ein Bewerber um eine Zeichenlehrerstelle wurde dieser Gewissensprüfung unterzogen. Das Konsistorium aber widmete der Tätigkeit des Schulvereins aufrichtige Anerkennung. Auf der Hauptversammlung in Freiberg 1911 erschien ein Vertreter des Konsistoriums. Auf dem Schulkongreß in Dresden trat der Konsistorial-Präsident Dr. Böhme rückhaltlos für den Verein ein. Auch der Bericht des Konsistoriums an die Synode erwähnt ihn. Diese Erwähnung ist an sich schon eine Auszeichnung, da dieser Bericht andere, bedeutsame Unternehmungen totschweigt, z. B. die Tätigkeit der Sächsischen Evangelisch-Sozialen Vereinigung.

Auf der anderen Seite blieben aber auch Kundgebungen für die Lehrerschaft und Unterstützung ihrer Pläne nicht aus. Eine Sympathiekundgebung, von einem kleinen Kreis von Theologen verfaßt, in allen größeren sächsischen Zeitungen veröffentlicht, hatte gegen 300 Unterschriften gefunden. Auch 22 Professoren der Leipziger Universität hatten unterzeichnet. Das

*) 8. Februar 1912.

**) So wir alle, die wir seine ergreifende Schlußansprache auf dem Berliner Weltkongreß hörten. Vgl. des Protokolls zweiten Band S. 737—744: „Die Allianz der Religionen."

Leipziger Tageblatt trat mit anderen Zeitungen warm für die Lehrer ein. Und nachdem durch die konservative Partei die Frage zu einer politischen Angelegenheit gemacht worden war, griffen auch die sächsischen Nationalliberalen in den Streit ein. In einer großen Versammlung des nationalliberalen deutschen Reichsvereins in Dresden sprach Sulze.*) Eine lebhafte Aussprache schloß sich an, in der besonders Oberlandesgerichtsrat Doehn als Anwalt der Lehrerforderung auftrat. Nach der unten zu besprechenden Erklärung der Synode vom 11. Oktober faßte der Schulausschuß des Nationalliberalen Reichsvereins eine Entschließung: er erwarte, daß das künftige Volksschulgesetz die Volksschule völlig unter die Autorität des Staates stelle, da er nur darin die Möglichkeit sähe, den im Sinn und Geist des Evangeliums zu erteilenden Religionsunterricht nach den pädagogischen Anschauungen der Gegenwart umzugestalten und ihn so harmonisch in den Rahmen des gesamten Volksschulunterrichts einzufügen.

Die wertvollste Hilfe erwuchs den Lehrern durch den Sächsischen Schulverein für Reform des Religionsunterrichts, die Antwort auf die Gründung des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins. Den Vorsitz hat Rechtsanwalt Klöppel. Die etwa 5000 Mitglieder stellen neben einer Anzahl von Lehrern und Geistlichen vor allem das gebildete Bürgertum. Verschiedene Ortsgruppen entstanden, von denen die Dresdener allein über 1000 Mitglieder zählt. Der Verein will weder zeugen noch polemisieren, sondern die Zwickauer Thesen als Richtlinien benutzen, um in ernster Arbeit die Probleme des Religionsunterrichts aufzunehmen und ihre Lösung zu fördern. Seine Veranstaltungen — Versammlungen und Schriften — tragen fast durchweg vornehmes Gepräge. Neben dem eifrigen, religiös warm begeisterten Lehrer Janetz arbeitet besonders Pastor Kruspe aus Meißen. An anderer Stelle wird noch zu reden sein über sein Eintreten für die Rechte des evangelischen Religionslehrers auf Freiheit der persönlichen Ueberzeugung und über seine Vorschläge zur Gestaltung eines gemeinsamen Religionsunterrichts bei verschiedener Stellung des Elternhauses zur Kirchenlehre. Seine von versöhnlichstem Geiste getragenen Ausführungen fanden wenig Gegenliebe. Undenkbar! lautet das Urteil des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins. Der Sächsische Schulverein wurde überhaupt mit großem Mißtrauen betrachtet. Sein größtes Verbrechen war seine Mitgliederkarte. Auf dieser befindet sich eine Gruppe, die Jesus im Kreise von Kindern darstellt. Die Gegner schlossen daraus, daß der Sächsische Schulverein für sich allein das Recht in Anspruch nehme, die Kinder zu Jesus zu führen.

3

Die Thesen sind als eine Kundgebung der sächsischen Lehrerschaft bezeichnet worden. Mit Recht. Denn die Artikel der Fachpresse, Broschüren, Vorträge und Entschließungen in allgemeinen und in Lehrerversammlungen zeigen, daß die große Mehrheit der Lehrer dahintersteht. Dabei fehlt es natürlich auch in der Lehrerwelt nicht an Gegnern. Hier will die Bequemlichkeit gern die ausgefahrenen Gleise weiter befahren. Dort ist die Stille des Gemütes nicht von den Stürmen des modernen Lebens umbraust, die einen denkenden Menschen wohl zu erschüttern vermögen. Dort wieder glaubt man gerade gegenüber den Erschütterungen des seelischen Lebens nur im Festhalten an dem überlieferten, orthodox verstandenen Dogma sicheren Halt finden zu können. Den Einen schrecken abenteuerliche Vorstellungen von dem Unglauben der modernen Theologie davon ab, ihre Ergebnisse kennen zu lernen. Der Andere erteilt den Unterricht in herkömmlicher Weise mit wirklicher innerer Befriedigung und gleicht alle Mängel der Methode durch den Takt des Herzens aus, sodaß in ihm gar nicht das Bedürfnis nach einer Reform lebendig wird. Es liegt in der Natur dieser Kreise, daß sie wenig hervortreten. Aber auch wo man den Versuch gemacht hat, sie zusammenzuschließen, sind nur kleine Organisationen entstanden: die sächsische Lehrergemeinschaft mit ihren etwa 30 und die Lehrergruppe des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins mit ihren etwa 300 Mitgliedern. Hält man daen die Anstrengung, gegen mit denen gerade der Evangelisch-Lutherische Schulverein versucht, diese Kreise auf die Beine zu bringen, so zeigt der geringe Erfolg, daß ihre Zahl nicht überschätzt werden darf. Völlig verschwinden aber selbst dieser kleinen Zahl gegenüber die Apostaten der Reformbewegung. Einer von ihnen hat allerdings viel von sich reden gemacht: ein Leipziger Lehrer, der in einer großen Kundgebung mit viel Rhetorik Zeugnis von seiner Bekehrung ablegte und, erst ein Anhänger der Thesen, dann u. A. für wörtliche Inspiration der Bibel eintrat, aber infolge der Unklarheit seiner Auslassungen bald aufhörte, ernst genommen zu werden, so aufrichtig auch sein Kampf gegen „Nietzsche und Jatho als die typischen Gottesleugner" gemeint sein mochte.

Weit größere Bedeutung kommt naturgemäß einer Erklärung des Direktorenvereins zu, in der dieser von sich aus zu den Fragen Stellung nahm. Diese selbständige Organisation, zu der sich die Mehrzahl der Leiter der Volksschulen zusammengeschlossen hat, erfreut sich keiner freundlichen Beurteilung durch die Lehrerschaft. Man sieht in ihm wesentlich nur einen Nährboden, aus dem die Schulleiter Kraft für ihre autoritative Stellung schöpfen wollen. Nun ist zwar nicht einzusehen, warum die Schulleiter nicht auch einmal unter sich sein sollen, um insonderheit über Verwaltungsfragen Erfahrung und Meinung auszutauschen. Anders verhält es sich jedoch bei Fragen, die den Unterricht unmittelbar berühren. Hier liegt es wohl näher, daß Jeder, gleichviel ob Lehrer oder Leiter, innerhalb der allgemeinen Lehrervereine seine zustimmende oder abweichende Meinung zum Ausdruck und zur Geltung bringt. Wenn die Mehrzahl der Direktoren dies verschmähte und sie statt dessen in einer besonderen Erklärung, gewissermaßen als die erfahrenen Männer und Hüter der Autorität gegen die ihnen unterstellten Neuerer sich wandten, so ist der Mißmut der Lehrerschaft wohl verständlich. Durch eine spätere Kundgebung des Direktorenvereins ist diese Stimmung der Lehrer noch verstärkt worden. Der Verein hat der Regierung und dem Landtag seine „Wünsche zur Neugestaltung des Volksschulgesetzes" mit einer begleitenden Denkschrift unterbreitet, die schwere Anschuldigungen gegen die Berufsfähigkeit und Berufstreue der Lehrer erhebt. Die Denkschrift erweckt den Anschein, als sei es nur das Verdienst der Direktoren, wenn in der sächsischen Volksschule nicht alles darunter und darüber geht. Die Verfasser, die selbst einst als Lehrer einem Direktor unterstellt waren, übersehen, welches Zeugnis sie damit ihrer eigenen Vergangenheit ausstellen. Was nun insbesondere den Religionsunterricht betrifft, so nimmt der Direktorenverein eine vermittelnde Stellung ein. Er verlangt oder besser — der Ton seiner „Wünsche" ist sehr verbindlich — er hält für empfehlens- und wünschenswert: Auswahl und unterrichtliche Behandlung der religiösen Lehrstoffe nur nach pädagogisch-psychologischen Gesichtspunkten, Auswahl der Sprüche und Lieder nicht unter dem Gesichtspunkt der Vollständigkeit des Lehrsystems, sondern der Bedürfnisse des Lebens, Beginn des lehrplanmäßigen Religionsunterrichts erst im dritten Schuljahr, Verweisung des zusammenhängenden Katechismusunterrichts in die beiden letzten Schuljahre. Das kirchliche Aufsichtsrecht soll beibehalten werden. Es ist aber durch die Anwesenheit eines Kommissars des Landeskonsistoriums bei den Reife- und Wahlfähigkeitsprüfungen der Lehrer, durch die im Einvernehmen mit der obersten Kirchenbehörde erfolgende Festlegung der Zahl der Religionsstunden und des gesetzlichen Lehrplans und endlich durch das den Lehrern abzunehmende Religionsgelübde genügend gewahrt, so daß die dem Prinzip der einheitlichen, fachmännischen Schulaufsicht widersprechende Beaufsichtigung des Religionsunterrichts durch den Ortsgeistlichen überflüssig wird. Eine halbe Sache! Denn wenn die Kirche ein Recht auf die Gestaltung des Religionslehrplans hat, muß ihr doch auch Gelegenheit gegeben werden, sich von der Durchführung dieses Planes zu überzeugen. Der Direktorenverein gibt jenes zu und lehnt dieses ab. Sein Einspruch entstammt daher nicht der klaren Erkenntnis von der Schule als einer selbständigen Veranstaltung des Staates, als vielmehr verwaltungstechnischen Rücksichten. Die geistliche Beaufsichtigung des Religionsunterrichts konkurriert mit der Direktorialgewalt. Eine merkwürdige Logik folgert

*) Gedruckt in Nr. 11 des vorigen Jahrgangs.

ferner aus der Bewertung des Religionsunterrichtes als eines wesentlichen Unterrichtsgegenstandes die Notwendigkeit, daß jeder Lehrer verpflichtet sei, Religionsunterricht zu erteilen. Damit wird aber die Eigenart des Religionsunterrichtes völlig verkannt und der Lehrer selbst zum Handwerker gestempelt. Selbstverständlich teilen aber nicht alle Direktoren den Standpunkt dieser „Wünsche" und der „Denkschrift". Davon abgesehen, daß viele Direktoren dem Verein nicht angehören, zählen andere wie Arnold und Philipp zu den hervorragendsten Förderern der Bewegung.

Neben der Gegnerschaft gegen die Thesen von rechts her fehlte naturgemäß auch das andere Extrem nicht. Es entstand eine Richtung, die in der Durchführung der Zwickauer Thesen nur einen Uebergang zur religionslosen Schule sehen wollte. Nicht zum Vorteil der Bewegung schloß dieser Radikalismus obendrein noch Waffenbrüderschaft mit Ludwig Gurlitt. Die Wirksamkeit dieses unklaren Reformers gehört zu den unerquicklichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Schulreformbewegung. Nur ein Restbestand subalterner und unkritischer Art erklärt es, wenn die Lehrer ihn, weil er viel von sich reden macht, deshalb für einen bahnbrechenden Geist hielten, den sie zum Redner gewinnen zu müssen glaubten. Wohl unterstützte Gurlitt in seinen Vorträgen, die er in sächsischen Großstädten hielt, die Zwickauer Thesen, aber nicht nur um ihrer selbst willen, sondern als einen „Schritt weiter zur Erlösung". Zur Erlösung wovon? Natürlich von der Religion, dieser „Mumie, von der man sich trennen muß". Da nun aber der Radikalismus, mag er die äußerste Rechte oder Linke darstellen, immer den aufdringlichsten Lärm macht, mußten jene kleinen, aber lauten Kreise die öffentliche Meinung über die Pläne der Lehrer umsomehr beeinflussen, als es nicht an Elementen fehlte, die mit satanischem Wohlbehagen Radikalismen einzelner Lehrer aufgriffen und ausbeuteten. Immerhin darf man sich auch hier des Wortes von D. Meyer getrösten, daß der Radikalismus zwar nie der Vater, wohl aber öfter der Geburtshelfer einer neuen Zeit gewesen sei.

Die Mehrheit der Lehrer aber stand nach wie vor zu den Zwickauer Thesen, bis das Ereignis kam, das das Neue Sächsische Kirchenblatt als Abfall von Zwickau bezeichnete: die Vertreterversammlung des Sächsischen Lehrervereins in Dresden am 3. und 4. Januar 1910 und die Dresdener Beschlüsse. Das Ergebnis der Beratung der über 300 Vertreter war folgende Entschließung:

Wir erblicken nach wie vor in der konfessionslosen allgemeinen Volksschule im Interesse der einheitlichen nationalen Erziehung unseres Volkes die Grundpfeiler eines zukünftigen Aufbaues unseres gesamten Schulwesens.

Da aber an eine Verwirklichung dieses Ideals gegenwärtig nicht zu denken ist, gilt es, auf Grund der Zwickauer Thesen einen pädagogischen evangelischen Religionsunterricht in unseren Volksschulen zur Durchführung zu bringen.

Die konfessionslose Schule! Jede Partei, jede größere Organisation hat ihren Glauben, ihre letzten Ideale. Aber solange dieser Glaube nicht Wirklichkeit werden kann, diese Ideale in das Reich der Träume gehören, treibt man Gegenwartsarbeit, die mit den bestehenden Verhältnissen rechnet und die in ihrem Rahmen das Erreichbare erstrebt und das denkbar Beste leistet. Zu den Idealen des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins gehört nun auch die konfessionslose Schule. Dem Allgemeinen Deutschen Lehrerverein angeschlossen, schreibt auch der Sächsische Lehrerverein dies Ideal auf seine Flagge. Die Proklamation dieses Ideals, das sicher viele der sächsischen Lehrer begeistert, hat jedoch zunächst nur rein akademischen Charakter. Sie ist in erster Linie ein Tribut, den die Disziplin der Organisation heischt. Man hat sich dieser Pflicht entledigt und wendet sich nun den Aufgaben zu, die einem am Herzen liegen. Wenn man sich aber trotz der theoretischen Anerkennung des Ideals der konfessionslosen Schule doch wiederum auf den Boden der Zwickauer Thesen stellte, so war das kein Abfall von Zwickau, sondern im Gegenteil ein Beweis dafür, wie fest die in den Thesen zum Ausdruck gebrachten Reformideen in der Lehrerschaft wurzelten. Taktisch war aber die Aufrollung der Frage der konfessionslosen Schule ein um so größerer Fehler, als gerade das zu 94 % evangelische Sachsen so gut wie gar nicht daran interessiert ist und man doch immerhin das Ideal, nachdem es proklamiert war, auch verteidigen mußte. Die ganze Problemstellung wurde verschoben und den Gegnern eine breite Angriffsfläche geboten. Das oben geschilderte Vorgehen des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins und seiner Bundesgenossen zeigt, daß man es auf seiner Seite verstand, die so geschaffene Situation auszunutzen. Daß die Konsequenzen, die aus der Forderung der konfessionslosen Schule abgeleitet wurden, ungerechtfertigt waren, sah die große Menge nicht, und so fand die Predigt von den gottlosen Lehrern, die den Religionsunterricht und mit ihm am liebsten die Religion selbst abschaffen wollten, viel gläubige Ohren. Freilich nehmen sich solche Anklagen seltsam aus, wenn man die eingehenden Vorschläge für die Gestaltung des Religionsunterrichts auf Grund der Zwickauer Thesen studiert, die die Religionskommissionen der Oeffentlichkeit unterbreiteten. Mit solcher Gründlichkeit wendet man sich nur Aufgaben zu, die einem am Herzen liegen.

Diese Vorschläge fordern unter Anderm für die ersten vier Schuljahre an Stelle des planmäßigen, d. h. als Fach und zu festgesetzter Zeit zu erteilenden Religionsunterrichts einen gelegentlichen Unterricht. Ein ausführlicher Plan zeigt an der Fülle sich bietender Gelegenheiten, daß bei einem solchen gelegentlichen Religionsunterricht die religiös-sittliche Erziehung der Kinder nicht zu kurz kommt. Der gelegentliche Religionsunterricht bewegt sich in der geistigen Heimat des Kindes. Er knüpft an Erlebnisse des Kindes an, wie sie sich etwa auf dem Boden des Familienlebens, des Naturgeschehens, des Schullebens und der weiteren Erfahrungsgebiete der Heimat abspielen. Solche Erlebnisse werden aber nicht breit- und totgeredet, sondern durch Begleitstoffe aus Literatur, Bild- und Tonkunst vertieft, vergeistigt, befestigt. Auch für solche Materialsammlungen liegen ausführliche Vorschläge vor. Dadurch nun, daß für diesen gelegentlichen Religionsunterricht die Heimat des Kindes den Ausgang bildet, hört er auf, hauptsächlich Lernunterricht zu sein, sondern wird in erster Linie Arbeitsunterricht. Bietet nun naturgemäß auch die Oberstufe solche Gelegenheiten, so konzentriert sich hier doch die Hauptarbeit auf den planmäßigen Unterricht, der vom fünften bis achten Schuljahr zu erteilen ist. In diesem Zusammenhang ist nicht Zeit und Ort, auf die Vorschläge für die Gestaltung dieses planmäßigen Religionsunterrichts einzugehen. Nr. 31 der Sächsischen Schulzeitung, Jahrgang 1911, für 25 Pfg. vom Verlag Julius Klinkhardt in Leipzig zu beziehen, gibt hierüber ausführliche Auskunft. Schon ein oberflächlicher Blick in diese Arbeiten überzeugt jeden ehrlichen Skeptiker davon, daß der irgendwie insgemein gegen die Lehrer erhobene Vorwurf der Religionsfeindlichkeit nicht aus Sachkenntnis und verstandesmäßiger Erwägung geboren sein kann.

Fortsetzung folgt Hans Weichelt

Zum Apostolikumstreit

Wenn ich vom Apostolikum rede, dann tue ich es ganz gewiß nicht aus liturgischen Gründen. Vielmehr scheint mir der Augenblick es zu verlangen, daß wir mit einer alten Forderung wieder hervortreten, nämlich: Freigabe des Apostolikums! Der Streit ist alt und noch immer unentschieden. Vielleicht kommen wir jetzt einen Schritt weiter.

Unsere liberalen Gemeindeglieder haben zum großen Teil überhaupt kein Verhältnis mehr zu den liturgischen Vorgängen in unseren Gottesdiensten. Vielen von ihnen sind sie Schalen ohne Kern. Man kann Aeußerungen hören wie die: „Es ist schade um die schöne Zeit, die damit vertan wird." Der Subjektivismus bäumt sich gegen die Gleichmacherei, die in der Liturgie liegt. Ausgestaltung oder Neugestaltung der liturgischen Formen werden das kirchliche Leben nie wieder zu neuer Blüte bringen. Man läßt sich kirchliche Musik gerne gefallen. Kirchenkonzerte sind immer besser besucht als Gottesdienste. Aber das gemeinsame Bekennen der Sünden, das gemeinsame Annehmen

der Gnade und erst recht das gemeinsame Bekennen des Glaubens — das geht unseren freier gerichteten Gemeindegliedern gegen den Strich. Selbst wenn das Apostolikum mit ganz neutralen Formeln eingeleitet wird, wie etwa: „Wir hören das apostolische Glaubensbekenntnis“, dann sagen sie: „Warum denn? Wir kennen es ja zur Genüge. Wir haben es oft genug gehört und legen gar keinen Wert darauf, es immer wieder zu hören. Zumal wir ja den meisten darin angeführten Punkten nicht nur nicht zustimmen können, sondern uns mit aller Gewalt dagegen wehren.“

Es ist also einfach nicht mehr wahr, daß das Apostolikum das Bekenntnis der Kirche ist. Man müßte denn die Kirche lediglich für eine staatlich regierte Anstalt halten und nicht für eine Gemeinschaft von Menschen, deren jeder das Recht hat, ein Gewissen zu besitzen.

Dazu kommt noch, daß man weiß, wie viele Prediger selbst darunter seufzen, diese alte, dem Boden der alten Reichskirche entwachsene und aus mehr oder weniger politischen Beweggründen allgemein eingeführte Formel immer wieder lesen zu müssen. Mir ist jedesmal, als wehe mich eine Stimmung des Mitleids an aus der Gemeinde, und nicht aus dem schlechtesten Teile, wenn ich anhebe: „Wir hören das apostolische Glaubensbekenntnis.“ Ich höre es, wie Viele in ihrem Inneren sagen: „Armer Mensch, was denkst du dir eigentlich dabei, wenn du da an »heiliger Stätte« ein Bekenntnis vorlesen mußt, das garnicht dein eigenes ist!“ Und ich kann mir nichts Furchtbareres denken für meine ganze Wirksamkeit als das Mitleid. Dieses Mitleid mit meiner Unfreiheit ist der Tod für mein Wirken. Mag sein, daß es nicht alle so stark empfinden. Mir geht es so, und ich komme nicht mehr darüber hinweg. Ich komme mir vor, wie Einer, der mit den Armen in der Luft herumfährt, um zu beweisen, daß er frei ist, und an den Füßen trägt er Ketten, die unter dem Talar versteckt sind.

Oder sollen wir der Gemeinde erst erklären, aus welchen liturgischen Gründen, oder aus welchen Gründen der Gemeinsamkeit mit „den Christen aller Zeiten und aller Orte“ man gerade dieses unbequeme Bekenntnis lesen muß? — Ich meine, wenn das, was wir amtlich tun, erst der Erklärung und Rechtfertigung gegenüber unseren Gemeinden bedarf, dann nehmen wir ihm von vorne herein seinen Wert. Es gibt ja nichts Sinnwidrigeres als die Verteidigung von Glaubensformeln. In dieser Apologetik verbirgt sich die Schwäche hinter wissenschaftlichen Kulissen. Wir stehen da auf völlig katholischem Boden. Aber das ist schon so oft, so stark gesagt und doch nicht verstanden worden, daß ich kaum hoffe, es werde jetzt gelingen, dieser Einsicht den Sinn unsrer sogenannten Positiven zu öffnen.

Immerhin sollten sie für die Tatsache ein Verständnis haben, daß — ganz abgesehen von den Theologen — die erdrückende Mehrheit der Kirchenglieder garnicht daran denkt, das Apostolikum, geschweige seinen Wortlaut für einen Ausdruck des christlichen oder gar des evangelischen Glaubens zu halten. Wenn man also ganz konsequent wäre, dann müßte man versuchen, sich der „ungläubigen“ Laien ebenso zu entledigen wie der „ungeeigneten“ Pfarrer. Aber diese Folgerung zieht man nicht. Ja, man läßt sich die „ungläubigen“ Laien als Steuerzahler gerne gefallen und geht mit keiner Kollekte für orthodox geleitete Anstalten an ihnen vorüber. Da gilt das alte römische Kaiserwort: Non olet. Wenn aber diese Liberalen einmal sagen, daß sie anderer Meinung sind als die herrschende Partei, dann heißt es: Nun, dafür habt ihr auch in den Synoden nichts zu sagen, und wir werden schon dafür sorgen, daß ihr nie eine Mehrheit bekommt. Wir haben ja zum Glück ein kirchliches Wahlrecht, das euch für immer die Mehrheit versagt.

Wundert man sich wirklich noch ernstlich, daß die Unkirchlichkeit so groß geworden ist?

Neulich hat ein Pastor erzählt, in seiner Gemeinde könne man nicht einmal alle Stellen in den kirchlichen Gemeindekörperschaften besetzen, wenn man genau die Bestimmungen der Kirchenordnung betreffend die Qualifikation der zu Wählenden innehalten wollte. Dieser Pastor aber war himmelweit davon entfernt, liberal zu sein. In seiner Gemeinde ist meines Wissens seit Menschengedenken nie ein liberaler Pfarrer gewesen.

Nun hat ein hoher Kirchenbeamter zugegeben, daß man den Wortlaut des Apostolikums nicht als verpflichtend betrachten könne. Gewiß ein Fortschritt gegen die Zeit, in der Kögel noch mit Emphase für „das Palladium des Glaubens“ eintrat. Aber eine Entscheidung grundsätzlicher Art ist damit noch nicht gekommen. Wie viel oder wie wenig man an Einzelheiten im Apostolikum ablehnt, darauf kommt es im Grunde garnicht an. Wenn man überhaupt der Meinung huldigt, es stehe hier zu viel und da zu wenig im Bekenntnis, dann ist die Formel als Ausdruck des Glaubens schon aufgegeben, und man sollte nun nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Auf der „Rechten“ will man sich kein Jota vom apostolischen Glauben nehmen lassen. Das ist konsequent und verständlich. Ganz abgesehen davon, daß, die so reden, sich meistens über ihre eigene Stellung irren. Aber einzelne Punkte, die bisher als unerläßlich für den Glauben galten, fallen lassen, und dann das Ganze doch für einen Ausdruck des gemeinsamen christlichen Glaubens ausgeben, — das geht doch nicht. Das läßt sich schon rein logisch nicht zusammendenken.

Die gegenwärtige Situation ist die: Ein preußischer Generalsuperintendent hat vor breitester Oeffentlichkeit gesagt, daß Kritik am Apostolikum berechtigt ist, wenn er auch nicht gesagt hat, bis zu welcher Grenze. Wie ja überhaupt über diese „Grenze“ noch nie ein deutliches Wort von oben gekommen ist — und wahrscheinlich nie kommen wird. Dieses selbe Bekenntnis aber, das der Kritik preisgegeben ist, bleibt trotz der bekannten Erklärung des Oberkirchenrats in Sachen des Apostolikums nach wie vor „die rechtliche Grundlage der evangelischen Landeskirche Preußens“. So hat Barkhausen seinerzeit in dem Verfahren gegen den Prediger Lisco erklärt, und diese Erklärung ist nicht widerrufen worden. Die preußische Agende hat nach wie vor gesetzliche Kraft. Das wird gegen alle diejenigen geltend gemacht, die sich weigern, das Apostolikum bei der Konfirmation oder bei sonstigen kirchlichen Handlungen zu benutzen.

Darin aber liegt nach meiner Meinung die unbewußte Lüge. Dogmatische Aussagen bilden die rechtliche Grundlage einer Kirche. Diese rechtliche Grundlage beansprucht, auch Grundlage der Ueberzeugung zu sein. Und wenn sie das auch bei mehr als 90% aller Kirchenglieder nicht mehr ist, nicht mehr sein kann, — man muß immer noch so tun, „als ob“. Die Wirklichkeit der Lage wird mit der Sicherheit, die der staatliche Schutz gewährt, einfach übersehen, und man tut mit großer Seelenruhe weiter so, „als ob“. Während es in den Tiefen und Gründen des Kirchenvolkes gährt und brodelt, behandelt man an der Oberfläche des Kirchenregiments disziplinarische Fragen im Interesse der kirchlichen Ordnung mit einer Wichtigkeit, als hinge wirklich Etwas davon ab. Hier und da öffnet sich die Kluft einmal, man sieht erschreckt hinein und gibt zu, daß es „schlimm mit der Kirche steht“. Aber man tut nichts Anderes, als daß man weiter eifrig über der kirchlichen Ordnung wacht. So muß die Kirche ein Scheinleben führen. Und dieses Scheinleben hat ganz gewiß nicht die Verheißung, daß die Pforten der Hölle es nicht überwältigen sollen.

Die Frage, die uns die gegenwärtige Lage aufs neue stellt, ist die, ob wir uns diesem Scheinwesen noch länger willig einfügen dürfen. Ob eine überwundene und selbst von „Positiven“ preisgegebene Formel noch länger die Fahne sein darf, um die wir uns scharen.

Wir haben eine falsche Parole in unserer Kirche. Die Gemeinde Jesu soll durch den Glauben zusammengehalten werden und nicht durch den Gehorsam gegen ein Bekenntnis. Unter dieser falschen Parole ziehen wir in den Kampf und wissen, daß er maßlos schwer ist, und daß die Niederlage unvermeidlich ist. Unsere Behörden wollen, daß wir unter dieser Parole die Pose des Siegers annehmen sollen. Und wir müssen es mit ansehen, daß die Kirche immer mehr besiegt wird. In einer Stadt von 60 000 Einwohnern gibt es kaum 3000 Menschen, die überhaupt noch hier und da in einen Gottesdienst kommen. Auf allen Synoden wird darüber beraten, wie man die Kirche den Leuten wieder interessant machen kann. Man fühlt also, daß sie langweilig geworden ist. Aber man bleibt

bei der alten Parole und nagelt die zerfetzte Fahne nur um so fester an den Mast. Man flickt am zerfallenden Gemäuer herum und stützt und bessert aus, und man hat nicht den Mut, ein Neues zu bauen. Der Staat ehrt die besten Flicker mit Titeln und Orden. Aber die Verwitterung schreitet fort. Wenn einmal eine große Sammlung veranstaltet werden soll für kirchliche Zwecke, dann muß die Werbetrommel gerührt werden in einer Weise, die oft hart an das Unwürdige grenzt. Und wenn es wirklich gelingt, was ist damit erreicht? Man hat den Geldbeutel gewonnen, aber nicht die Menschen! Und das ist nicht allzu schwer, wenn der Staat dahinter steht und Belohnungen austeilt.

Die rechtliche Grundlage unserer Kirche ist eine grundfalsche Parole. Gebt uns die Parole des Glaubens! Oder laßt sie wenigstens neben der des Bekenntnisses gelten! Habt den Mut, den Staub von tausend Jahren abzuschütteln! Es wird sich herausstellen, daß er leichter war, als ihr denkt! Es muß eine Buße über unsere Kirche kommen, daß sie nicht glauben konnte, sondern sich hinter Bekenntnissen versteckte. So lange wir eine Bekenntniskirche sind, verfallen wir dem Gericht der Geschichte. Als Glaubenskirche werden wir die Geschichte gestalten. Hans Wegener

---

Lahusen

Was im Vorstehenden von Pfarrer Wegener gesagt ist, sind Gedanken, die ihm nicht Lahusen eingegeben hat, die nur aus Anlaß dieses Falles durch ihn zur Aussprache kommen. Sie sind ein Appell an uns alle, mit dem wir uns gewiß nicht leichthin abfinden werden.

Um so mehr liegt mir daran, heute noch ein letztes Wort zu dem Auftreten Lahusens selbst und zu der leidenschaftlichen Befehdung, die er erfährt, zu sagen. Zwar könnte genügen, was in Nr. 25 und 27 Herrmann und ich geschrieben haben. Aber Eines möchte ich doch noch deutlicher herausarbeiten.

Wer Augen hat, zu sehen, kann an dieser ganzen Begebenheit wahrnehmen, wo in unsrer Kirche die Parteiinstinkte am schärfsten sind und der Parteiwille am stärksten. Man hat zwar der „Linken" jener Berliner Kreissynode von mittelparteilicher Seite einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie durch demonstrativen Beifall versucht habe, Lahusen zu einem der Ihren zu machen. Als ob es nicht das Natürlichste von der Welt wäre, daß diese wahrlich an ein Entgegenkommen von Seiten der offiziellen Kirche nicht gewöhnte „Linke" von herzlichem Beifall ergriffen wird, wenn sie einen Generalsuperintendenten vor sich sieht, der für die Apostolikumsnot nur überhaupt Verständnis offenbart. Man hat ferner der „liberalen" Presse einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie mit gleichem Unrecht den Fall tendenziös vergrößert und vergröbert habe. Was Tagesblätter darin etwa geleistet haben mögen, ist journalistisches Tagewerk und kann ernstlich nicht in Betracht kommen —: das Organ des Protestantenvereins, das Protestantenblatt, hat in klarer Erkenntnis der Sachlage die einzig richtige Stellung eingenommen (Nr. 27 „D. Lahusen und wir Liberalen"): „Wir denken nicht daran, Herrn D. Lahusen vor den liberalen Wagen zu spannen . . . Er geht seinen Weg."

Und dies eben möchte auch ich noch einmal unterstreichen. Auch jenen „Liberalen" gegenüber, die (anders als das Protestantenblatt) Lahusen sogar die innere Teilnahme versagen: er sei ja doch nur ein „Mittelparteiler" und habe als Mittelparteiler gehandelt. Das ist in diesem Falle eine meines Ermessens ganz verunglückte, unbillige Formel. Ob Lahusen zur Mittelpartei gehört oder gehört hat, weiß ich nicht; es kommt gar nichts darauf an. Inwieweit die natürliche Tendenz obrigkeitlicher Personen, zwischen vorhandenen Gegensätzen zu vermitteln, bei seinem Hervortreten mit im Spiele gewesen ist, weiß ich auch nicht. Die Hauptsache war das für Lahusen keinesfalls. Man braucht nur seine Reden, seine Predigt, seine Zuschriften an die Zeitungen zu lesen, so hat man ein ganz klares Bild von seinem Handeln und dessen Motiven.

Bloß zur Steuer der Wahrheit eine Bemerkung über den historischen Ausgang.

Donnerstag, den 6. Juni, tagte die Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt. Der „liberale" Dr. Pohle brachte die Schwierigkeiten, welche den liberalen Pastoren das Apostolikum bei der Konfirmation und im Konfirmandenunterricht bereite, mit durchaus maßvollen Worten zur Sprache und befürwortete das alte Verlangen seiner Richtung nach Parallelformularen für die Konfirmation. Der „positive" Pfarrer Betenstedt wandte die Diskussion der Ordination und dem Ordinationsformular zu und proklamierte das Apostolikum als den, Parallelformulare ein für allemal ausschließenden, einzig möglichen kürzesten Ausdruck unsers Glaubens. Die provozierende Art, in der er das tat, rief zwei „liberale" Pfarrer auf den Plan, die sich über ihre Ordination äußerten. Hierauf sprach Lahusen. — Das ist wichtig, weil noch heute in Blättern der „Rechten" geschrieben wird (z. B. von Pastor Dietrich in der Positiven Union), daß der Liberale Pohle den Streit um die Ordination begonnen habe. Nein, die „Rechte" war nicht provoziert. Denn über die Konfirmation hätte sie doch nach allem, was auch orthodoxe Pastoren seit Jahrzehnten da zugestanden und gefordert haben, in aller Ruhe mit verhandeln können.

Auf weitere Details des Kampfes wollen wir uns nicht einlassen; nur über den Anfang soll keine Legende aufkommen. — Was nun Lahusen an jenem 6. Juni und seitdem gesagt hat, das trägt völlig den Stempel, daß es nicht kirchenpolitischer, kirchenregimentlicher Klugheit entsprungen ist, sondern einfach seiner persönlichen Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit. Lahusen wußte ganz genau, daß man jungen Pfarrern von heute das Apostolikum als buchstäblichen Ausdruck ihrer Glaubensmeinung nicht mehr abverlangen oder auferlegen kann. Er war sich auch über sein eigenes Verständnis dieser altehrwürdigen Formel klar: daß er sie nämlich ohne Anerkennung ihrer historischen Bedingtheit und also ohne Ablehnung ihrer buchstäblichen Autorität selber nicht gebrauchen könne. Er geriet aber dadurch nicht in innere Unruhe. Denn er wußte sich fest in der Erkenntnis, was evangelischer Glaube sei. Und er wußte, daß er den nicht habe im Apostolikum oder durch das Apostolikum, sondern als etwas ganz Freies und Persönliches in seinem Herzen. Er fand freilich diesen Glauben auch im Apostolikum; er wußte sich im Letzten und Heiligsten eins mit denen, die dieses Bekenntnis einstmals erzeugt haben. Und er bekennt darum seinen freien, persönlichen, evangelischen Glauben im Gottesdienst der Gemeinde zum Zeugnis der Einigkeit im Geist über die Jahrhunderte hin gerne auch mit dieser Formel. Aber er ist weit entfernt von der Sünde, sie nun als ein Joch auf der Jünger Hälse legen zu wollen, sei es der „Laien" sei es der Theologen. Was er solchen, die ihm da mit Bedenken begegnen, daraufhin am liebsten tun möchte, ist dies, daß er sie seine Art lehrt, auch in den Sätzen des Apostolikums echten, freien evangelischen Glauben zu bekennen.

So fasse ich Lahusen auf und kann nach den vorliegenden Zeugnissen nicht anders. Und Orthodoxe, denen es nicht um die Macht, sondern um den Glauben zu tun ist, müßten mit ihm zufrieden sein. Denn sie können unter einem solchen Generalsuperintendenten getrost ihres Glaubens leben. Sie müssen sogar, wenn sie wirklich am Kern des Alten hangen, sich mit ihm von Herzen eins fühlen. Aber freilich, wenn sie nun die Kirche durchaus zur Stätte ihrer Alleinherrschaft machen wollen, wenn sie die Gleichung von Religion und Theologie, Glaube und Formel wiederherstellen wollen, wie sie im siebzehnten Jahrhundert galt, als wäre die ganze wissenschaftliche Bearbeitung dieser Dinge seitdem erfolglos gewesen, als hätte der Glaube selber von der Fülle geistigen Erlebens seitdem keinen Gewinn gehabt: ja dann freilich müssen sie fortfahren, wider Lahusen Zeitungsartikel zu schreiben und Proteste abzufassen. Aber eine Kirche, in der dieser Geist wirklich zur Herrschaft kommt, wird keinen evangelischen Generalsuperintendenten mehr in ihrem Dienste haben.

Ich möchte den evangelischen Kirchgenossen, die mit Ernst altgläubig sein wollen, einen Vorschlag machen. Könnten wir uns nicht auf den Glaubensbegriff einigen, den Herrmann z. B. in seiner Ethik § 20 vertritt? Die Lage der Theologie, meine ich, vertrüge es. Verträgt es nur die Kirchenpolitik nicht? R

Verschiedenes

Harnack als Monistentöter. Im Freien Wort, im zweiten Juniheft, steht unter dieser Ueberschrift zu lesen:

An dem Eröffnungsabend des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Essen, am 27. Mai, hielt Adolf Harnack eine Rede, die den angesehenen Theologen auf einem seiner nicht würdigen Niveau zeigt. Nach einem übereinstimmenden Bericht Berliner Blätter hätte er u. A. folgende Sätze gesprochen: „Im vorigen Jahr hat in Hamburg ein frecher Mann gesagt: Ich eröffne hiermit das monistische Jahrhundert. ... Das Schlagwort vom Monismus ist töricht und zwar weil sich Jeder darunter denken kann, was er will. ... Von diesem Wort kann man keine Weltanschauung ableiten. An Käferbeinen oder an einem Elektrophor kann man keine Weltanschauung gewinnen, man kann höchstens damit herumtorkeln.“ *)

Auch der schärfste Gegner des Monismus wird es als eine geschmacklose Spekulation auf die Lachmuskeln der dem Redner gleichgestimmten Hörer empfinden müssen, wenn ein Harnack so tief herabsteigt wie im letzten Satz, um eine aufsteigende, ihm unbequeme Bewegung verächtlich zu machen. Wenn er aber überdies noch Wilhelm Ostwald, dessen Name in der internationalen Gelehrtenwelt einen mindestens ebenso guten Klang hat wie der seinige, einen „frechen Mann“ nennt, so zeigt das einen völligen Mangel an der wichtigsten Mannestugend, der Besonnenheit.

Die Lesart „frecher Mann“ beruht auf irriger Berichterstattung des Berliner Tageblatts. Harnack hat gesagt: „kecker Mann.“ Das ist ein großer Unterschied. Das Berliner Tageblatt hat seinen Irrtum berichtigt. Das Freie Wort bisher nicht. Oder vielleicht ist mir die Berichtigung entgangen.

Nach der stenographischen Niederschrift hat Harnack Folgendes gesagt:

Es war im vorigen Jahre, da sagte ein kecker Mann in Hamburg: „Ich eröffne hiermit das monistische Jahrhundert.“ Das monistische Jahrhundert ist meines Wissens schon damals eröffnet worden, als einer schrieb: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Es kommt nur darauf an, was man unter Monismus versteht. Ob einmal eine Zeit kommen wird, die da entscheidet: Der Mann, der so geschrieben hat, hat sich von heller Erkenntnis weiter entfernt als der Mann, der geschrieben hat: Es gibt nur den Monismus der Energie, und die ist überall dieselbe — das wird in einem der folgenden Jahrhunderte, jedenfalls nicht dem zwanzigsten monistischen, entschieden werden. Dieses törichte Schlagwort, töricht weil es so weitschichtig ist, daß man alles darunter verstehen kann, das soll doch nicht unser Volk länger zum Narren haben. Wer wird denn jemals aus uns allen und aus unsrer Gemeinschaft heraus den Kampf, daß wir kämpfen müssen, das Gute gegen das Böse, daß wir kämpfen müssen, das Starke gegen das Schwächliche, daß wir kämpfen müssen, um unsre eigene Freiheit von finsterem Triebleben und Naturgewalten zu gewinnen: wer wird diesen Dualismus jemals ausrotten können? Und so lange das nicht der Fall ist, so lange ist ein Wort wie Monismus ein Pappenstiel, ein Stiel am Schreibtisch und so weiter. Das lebendige Leben geht darüber hinweg und weiß nichts davon. Hier hat man einzusetzen, um Weltanschauung zu gewinnen. An Käferbeinen oder an einem Elektrophor kann man keine Weltanschauung gewinnen. Das ist unser Leben, das ist unser Kampf, und wer es nicht von innen heraus gewinnt, der gewinnt es nie und kann im Leben höchstens herumtorkeln mit abgebrochenen und abgepflückten Meinungen, die er aus der Zeitung genommen hat.

Nur beiläufig: es ist klar, daß Harnack bei den letzten Worten es mit der Person Ostwalds nicht mehr zu tun gehabt hat, sondern daß er da die Schar der von ihrer Zeitung und deren Zeitmeinungen Abhängigen meint, die mit ihrer Weltanschauung so schnell fertig und einer Phrase wie der vom monistischen Jahrhundert so leicht zugänglich sind, weil sie jedes festen Halts entbehren. Im übrigen: der Streit zwischen uns und den Monisten ist gewiß durch eine solche Gelegenheitsrede nicht erledigt. Wer aber guten Willen hat, erkennt doch auch aus Harnacks Worten, wie ernst er die Situation nimmt. In der Sache empfinden wir nicht anders wie er. Der ethische Dualismus wird sich durch einen naturphilosophischen Monismus nicht so leicht ablösen lassen. R

Kleine Mitteilungen. Das Protokoll des Erfurter Gemeindetages kostet nicht 2, sondern 1,40 Mk.

Walter Classen schreibt uns: „Die **Volksbibel** ruht nicht. Aber es ist viel mehr Vorarbeit zu leisten, als bei Aufwerfung des Problems zunächst zu vermuten war. An unsere Laien ergeht die folgende Bitte und Frage: Wer liest einmal das ganze Alte Testament und bezeichnet in einer Lutherbibel alles, was ihm unentbehrlich scheint, und alles, was er nur noch für antiquarisches Material hält, und endlich alles, was ihm ganz unverständlich geblieben ist? — Das könnte von großem Nutzen sein.“ Antworten bitte an Prediger Classen, Hamburg, Grewenweg 89 III.

Der Reichsbote meldet andauernd, daß Pfarrer Wegener in Brandenburg sein Amt niederlegen werde. Ihm selbst ist davon nichts bekannt. — D. Lahusen hat in diesen Tagen seine kgl. Bestätigung als Generalsuperintendent erhalten.

Walther Köhlers dritter Artikel „Köln“—„Berlin“, der insbesondre auch München behandelt, folgt in nächster Nummer. R

*) Die Sperrungen nach der Vorlage.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 22. Juli 5¼ Uhr im Düringer Hof: Jesus und die ästhetische Erlösungsreligion (nach Weinel). Pfarrer Lohmann-Lüttringhausen.

Versammlungskalender

24.—27. Juli	Europäische Jugendbundkonferenz Christiania
5.—17. August	Ferienkursus Jena
7.—14. „	Kursus des Keplerbundes Godesberg
22.—27. „	Internationaler Kongreß für moralische Erziehung Haag
23. Aug.—2. Sept.	Ausstellung für Friedhofskunst Halle
9.—13. September	Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Leiden
23.—26. „	Allgemeiner Ev.-Protestantischer Missionsverein Gummersbach.
24.—26. „	Gustav-Adolf-Verein Posen

Pfarramtskandidat
kurz vor dem 2. Examen sucht vom 6. 8—10. 10. Vertretung oder ähnliche Beschäftigung. Offerten unter **St. E.** an die Expedition.

Gebildetes evangelisches Fräulein aus guter Familie, 35 Jahre alt, gesund, in der Küche und dem gesamten Hauswesen und Kindererziehung gründlich erfahren, an großes Maß von Tätigkeit gewöhnt, war lange Jahre als selbständige wirtschaftliche Leiterin tätig, sucht bis 1. 9. oder 1. 10. nur selbständige
Vertrauensstellung
in Anstalten, Waisenhaus und dergl. oder in anderem großen Betrieb. Gef. Offerten mit näheren Angaben sind zu richten unter **0 412 F M** an **Rudolf Mosse, Mannheim.**

Wir suchen für sofort oder zum Herbst für unseren einzigen 11 jährigen Sohn einen **Lern- und Spielkameraden** in ungefähr dem gleichen Alter, der hier eine höhere Schule besuchen kann. **Darmstadt,** Alicestraße 23
R. Marx, Pfarrer

Evang. Theologe, 26 Jahre alt, sucht zur Kräftigung seiner Gesundheit leichte, seiner Ausbildung entsprechende Stellung im **Hochgebirge** oder an der **See.** Angebote unter **P. T. 1215** durch den Verlag der Chr. W.

Lehramtskandidat sucht für die Zeit zwischen dem 1. Juli und 1. Oktober dieses Jahres Beschäftigung als **Hauslehrer** oder Aehnliches. Angebote unter **R M** an den Verlag.

Soeben sind erschienen:

Verhandlungen
des 23. Evangelisch-sozialen Kongresses
abgehalten in **Essen** am 28.—30. Mai 1912
Mit 53 Abbildungen im Anhange

Inhalt:
Individualismus und Staatssozialismus von Prof. Dr. **L. v. Wiese** und Prof. D. **Martin Rade.**
Religion und Bildung von **Friedr. Naumann.**
Die Wohnungsfrage in den Städten von Prof. **Rud. Eberstadt** und Beigeordneten **Rob. Schmidt,** Essen.

Preis 2,20 Mk.

Die diesjährigen „Verhandlungen“ bringen außer den wertvollen Vorträgen **L. v. Wiese's, M. Rade's, Fr. Naumann's** und dem Wortlaut der Diskussionsreden (unter den Sprechern waren **B. Dörries, Dr. v. Mangoldt, Paul Rohrbach, A. Titius, G. Traub, Ad. Wagner**) 53 Abbildungen zu dem Korreferat des Beigeordnetem **Rob. Schmidt**-Essen:
100 Jahre Entwicklung der Wohnungsverhältnisse der Muster-Industriestadt Essen in Bildern.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Bleyle's
Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Professor Dr. K. Kinzels Reiseführer für 1912
Oberbayern und Tirol, X. Aufl., 3 Mk.; Schweiz, VI. Aufl., 3 Mk.; Sommerfrischen und Standquartiere in Oberbayern und Tirol, III. Aufl., 1,75 Mk., Italien, III. Aufl., 3,60 Mk. zeigen unter praktischer Durchführung ihrer Grundsätze: mäßige Ansprüche an Kräfte und Geldbeutel und dabei die höchsten und schönsten Genüsse in Natur und Kunst, auf jeder Seite den erfahrenen Bergwanderer und zugleich den feinsinnigen Beobachter und gemütvollen Naturfreund. — **Jetzt schon 22 Auflagen mit 56000 Exemplaren.**

Den Kinzel im Rucksack, den Stock in der Hand
Ging's frisch und fröhlich ins Schweizerland.
Bergauf und -runter stets froh und munter,
Das End ist nicht fern, wir sind schon in Bern.
Der Führer war prima, Herr Kinzel eviva!!
Drei dankbare Kinzelverehrer
X., Amtsrichter. Y., Pfarrer. Z., Rechtsanwalt.

Sämtlich im Verlag des **Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin** in Mecklenburg

Zu verkaufen:
7 vollständige Jahrgänge der **Christlichen Welt:** 1900, 1901, 1902, 1905, 1906, 1909, 1911.
Angebote an **Frau Professor Hugo Meyer Tübingen,** Uhlandstraße 15.

Christliche Welt
Jahrgang 1889—1903 **zu verkaufen.** Angebote unter **Ch M** an den Verlag.

Venedig **Christ. Hospiz. Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Christentum und Geschichte bei Schleiermacher
Die geschichtsphilosophischen Grundlagen der Schleiermacherschen Theologie
untersucht von
Lic. Dr. **Hermann Süskind**
Repetent am evang. theol. Seminar in Tübingen

Erster Teil
Die Absolutheit des Christentums und die Religionsphilosophie
Mk. 5.60

Die Entwicklung der Lehre von der Person Christi im XIX. Jahrhundert
Von
Ernst Günther
Stadtpfarrer in Backnang
Mk. 8.—, gebunden Mk. 9.—

Universität Tübingen
Doktoren-Verzeichnis der philosophischen Fakultät 1905

Briefe von David Friedrich Strauß an L. Georgii
Herausgegeben von
Heinrich Maier
1912. Mk. 1.50

Die Briefe von **D. Fr. Strauß,** die hier, soweit sie von allgemeinem Interesse sind, veröffentlicht werden, sind an seinen Jugendfreund, den späteren Tübinger Prälaten **L. Georgii,** gerichtet und stammen aus den Jahren 1830 bis 1849. Sie sind für die Kenntnis von Strauß' philosophisch-theologischer Entwicklung von großem Wert und liefern auch sonst wichtige Beiträge zur Straußbiographie.

Das Meadville Theologische Seminar
Meadville, Pa. U. S. A.

Günstige Vorbereitungsstätte für das moderne Pfarramt. Keine konfessionellen Bedingungen. Lehrplan nach Muster der deutschen theologischen Fakultäten umfaßt: Theologie, Philosophie, Soziologie, Kirchengeschichte, Altes und Neues Testament, Vergleichende Religionsgeschichte und andere Zweige der theologischen Wissenschaft. Spezieller Lehrstuhl im Deutschen für Homiletik und praktische Theologie. Deutsche Studenten stets willkommen. Genauere Auskunft erteilt
Prof. Carl F. Greve, Meadville, Pa., U. S. A.

Deutsch-evangelisches Lehrer-Seminar in Südbrasilien

In Südbrasilien haben sich Hunderttausende deutscher Männer und Frauen in schwerer, ernster Arbeit eine neue Heimat errungen. Weite Strecken der einstigen Wildnis sind durch ihren Fleiß in blühende Fruchtgefilde verwandelt. Zur Ehre des deutschen Namens haben jene wackeren Kolonisten, welche auch die Pflichten gegen ihr neues Vaterland getreulich erfüllen, eine große Kulturarbeit geleistet.

Generationen hindurch haben sie sich im fernen Urwalde Sprache, Art und Glauben der Heimat bewahrt in deutscher Treue. Mit Hilfe der kirchlichen Behörden Deutschlands, des Gustav Adolf-Vereins, des Vereins für das Deutschtum im Ausland und nicht an letzter Stelle der Barmer Evangelischen Gesellschaft, durch welche ihnen seit 1864 Pfarrer und Lehrer zugesandt und manche Unterstützungen zuteil geworden sind, haben sie sich immer mehr aufblühende Gemeinden gründen können. Mit anerkennenswerter Opferwilligkeit haben sie selbst zu den Lasten ihrer Kirchen und Schulen beigetragen, je mehr es ihnen zum Bewußtsein kam, daß Kirche und Schule die festesten Säulen auch des deutschen Volkstums sind.

Aber die Deutschen in Südbrasilien sind zumeist auch heute noch wirtschaftlich schwach und zumal bei der Pflege ihres geistlichen Besitzes und Erbes auf Jahre hinaus noch auf die Hilfe der Heimat angewiesen. Wir halten es deshalb für eine Ehrenpflicht, den Volksgenossen und Glaubensbrüdern im fernen, zukunftsreichen Lande die Hilfe zu gewähren, die sie nötig haben und um die sie bitten.

Unser deutsches Volk ist heute reich genug an geistlichem und materiellem Besitz, es hat auch mehr als je in früherer Zeit das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit jenen abgesprengten Gliedern, daß es ihnen helfen wird, wenn sie in Not sind.

Als die Kunde von der Hochwasserkatastrophe in Blumenau in Deutschland eintraf, da ist den Betroffenen von hier aus sofort Hülfe in reichem Maße zuteil geworden. Jene äußere Not war bald beseitigt.

Aber eine Sorge lastet dauernd auf den Herzen der evangelischen Deutschen in Brasilien. Die Lage ihrer Schulen, die sie sich mit großer Opferwilligkeit errichtet haben, ist besonders in den großen und zahlreichen Urwaldkolonien noch eine traurige. Es fehlt den in mancher Beziehung schwer belasteten und wenig wohlhabenden Urwaldgemeinden in Brasilien an Mitteln, besonders aber an tüchtigen Lehrern für ihre Schulen. Sie können den längst gehegten Wunsch nach einem Lehrerseminar nicht allein zur Ausführung bringen, da das ihre Kräfte bei weitem übersteigt. Sie bitten uns in der Heimat deshalb: Kommt herüber und helft uns!

Die Lage der Verhältnisse drängt dazu, den Bau des Lehrerseminars nicht länger zu verzögern. Der Anfang der Anstalt in S. Cruz ist schon gemacht, 9 Zöglinge sind vorhanden, tüchtige Lehrer gewonnen; im Laufe des Jahres will die Evangelische Gesellschaft in Barmen einen seminaristisch gebildeten Seminardirektor nach S. Cruz aussenden. Sobald als möglich muß der Bau der Anstalt, dessen Kosten von Propst Lic. Braunschweig auf 20 000 Mk. veranschlagt sind, begonnen werden.

Geleitet von der Ueberzeugung, daß das Deutschtum in Brasilien nur dann dauernden Bestand hat, wenn es einerseits gelingt, die dortigen Schulverhältnisse so zu bessern, daß die Schulen in Wirklichkeit Pflanz- und Pflegestätten deutscher Kultur sein können, und andererseits in Brasilien selbst geborene Deutsche im eigenen Lehrerseminar zu tüchtigen Lehrern herangebildet werden, bitten wir um Bausteine für den Bau eines deutschen evangelischen Lehrerseminars in S. Cruz, eines Werkes, das für das ganze evangelische Deutschtum Südbrasiliens von der größten Bedeutung sein wird.

Das Seminar soll den Deutschen in Brasilien die Möglichkeit bieten, in ihren Schulen das Deutschtum zu pflegen von Geschlecht zu Geschlecht, es soll den Fernen in ihrer neuen, schönen Heimat Brasilien ein Denkmal und Wahrzeichen sein, daß man ihrer auch im alten Vaterland allzeit mit Treue gedenkt.

Gaben für das deutsche evangelische Lehrerseminar in S. Cruz werden erbeten an Pastor Dedekind in Elberfeld, am Uellenberg 6 (Bankhaus von der Heydt, Kersten und Söhne, Elberfeld-Barmen. Postscheckkonto Cöln Nr. 2327).

Das Kuratorium für die deutsche Schule in Santa Cruz

v. Ammon, Generalleutnant z. D., Berlin, Kommerzienrat Herm. Stoltz, Hamburg, Consul Heinr. Hölck, Düsseldorf, Pastor W. Kolfhaus, Elberfeld, Generalsuperintendent D. Zöllner, Münster i. W., Pastor Lic. Cremer, Potsdam, Pastor Schlegtendal, Düsseldorf, Pastor Dedekind, Elberfeld.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.